This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

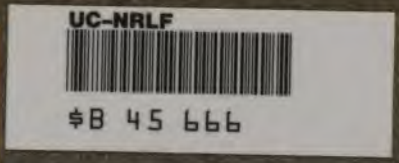
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B
3298
R5P3



YC 32008

EXCHANGE

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS

FIAT LVX

MDCCCLXVIII

EX LIBRIS

C
L 30 1900

Lotzes Religiöse Weltanschauung.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt

von

Georg Pape
aus Angerstein.

Tag der mündlichen Prüfung: 4. Mai 1899.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

BERLIN.
Buchdruckerei von Thormann & Goetsch.
1899.

B3318
.L5P3

UNIV. OF
CALIFORNIA

R. M.

Seiner lieben Grossmutter

Frau Johanne Bötel

in Northeim

in herzlicher Dankbarkeit

Der Verfasser.

256060

Lotzes Religiöse Weltanschauung.

Motto: Das Leben des menschlichen Geschlechtes besteht nicht allein in der Sehnsucht nach dem Ziel und in dem schwärmerischen Vortraum seiner Anschauung, sondern in der Arbeit der Wanderung zu ihm.
Mikrokosmus I 452.

Inhalt.

		Seite
Kapitel 1.	Einleitung	7
„ 2.	Die Welt	12
„ 3.	Der Mensch	34
„ 4.	Gott	51
„ 5.	Gott und Mensch	63
„ 6.	Schluss	90
Litteratur		94

Univ. of California

1. Kapitel.

Einleitung.

η αγαπη χαιρει αληθεια.

„Ein interkonfessioneller Theismus, der mit Uebel, Sünde, Erlösung, Christus und Trinität so gar nichts anzufangen weiss, passt offenbar besser für die rein optimistischen und rationalistischen Religionen, Judentum und Jslam, als für eine so stark pessimistische und mystisch gefärbte, wie das Christentum ist. Dass eine solche Philosophie von seiten freisinniger, jüdischer Theologen jubelnd begrüsst wurde, ist begreiflich; dass sie aber auch von christlichen Theologen als philosophischer Rettungsanker in einer ungläubigen Zeit gepriesen werden konnte, wird nur dadurch erklärlich, dass diese Theologen bereits völlig entchristlicht waren, ohne es zu wissen.“ *)

Diese scharfen und harten Worte E. v. Hartmanns über Rudolf Herm. Lotze sind die Veranlassung vorliegender Abhandlung; denn in der That, welcher Leser des Mikrokosmus würde sie nicht für schreiendes Unrecht erklären? Man wäre beinahe versucht, zu glauben, der Philosoph des Unbewussten habe hier unbewusst, d. h. ohne Lotzes Schriften zu kennen, geurteilt, wenn er nicht ein ganzes Schriftchen eigens Lotze gewidmet hätte. Ueberall berührt der fast gehässige Ton peinlich, insbesondere, wenn man die Liebenswürdigkeit kennt, mit der Lotze gegnerische Positionen behandelt. Zweck dieser Untersuchung ist nun, Lotzes religiöse Weltanschauung im Zusammenhang darzustellen, was bislang noch nicht geschehen ist, und sie kurz auf ihr Verhältnis zum Christentum zu prüfen, wobei der Verfasser zu überzeugen hofft, dass man wie er Anhänger Lotzes sein kann, ohne irgend wie den Boden des Christentums zu verlassen, wenn anders Christentum Lehre und Leben Christi und seine Nachfolge ist, nicht aber die Zuthaten der menschlich begründeten Kirchen. Aber das Christentum hat sich gefallen lassen müssen, aus

*) Hartmann 45.

der warmen Brust, die für es lebendig schlug, in die hohe, kalte Schneeregion des Gedankens sich versetzen zu sehen. Und trotz der Hartmannschen Skepsis, dass hieraus „kaum ein Nutzen für die Förderung irgend eines Problemes entspringen könnte", giebt sich der Verfasser der Hoffnung hin, durch eine zusammenfassende Darstellung der religiösen Ansichten Lotzes von neuem die Richtung gezeigt zu haben, wo die Lösung des Zwiespalts zu suchen ist zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, der Welt des Glaubens und der Alltagswelt.

Die Bedenken unsererseits gegen einige Theoreme Lotzes wollen nicht ein entschiedenes Für oder Wider sein, sondern nur eine umfassendere Auseinandersetzung der entgegenstehenden Meinung anbahnen und zur Würdigung der ganzen Schwere des Problems beitragen. Dass vorliegende Untersuchung nicht die eigene Lotzesche Dreiteilung befolgt nach den drei Reichen der Wahrheiten, Wertbestimmungen und Thatsachen, hat seinen Grund in der apologetischen Tendenz des Verfassers, die ihm eine theologische Einteilung in Welt, Mensch, Gott, Gott und Mensch wünschenswert erscheinen liess, wobei natürlich etliche Wiederholungen unvermeidlich sind.

Nichts ist wohlfeiler als der oft gehörte Vorwurf des Eklekticismus, als ob nicht selbst der gewaltigste Mann ein Kind seiner Zeit wäre. Herbart, Kant, Leibniz, Spinoza, Descartes, aus ihnen allen soll Lotzes System zusammengewürfelt sein; aber ein eklektisches System wird immer leicht in seine verschiedenen Bestandteile zu zerlegen sein, bei einem originalen Gedankengebäude dagegen, einer Kunstschöpfung, wie der Philosophie Lotzes, ist alles Harmonie und nichts ohne Schädigung des Ganzen abzutrennen als hier oder dort von aussen hineingetragenes, weniger wichtiges Theorem. Gleichwohl wird es unnötig sein, für den Zweck unserer Darstellung der religiösen Weltansicht Lotzes, seine Theorien des Occasionalismus, der Lokalzeichen, ja auch seine Monadologie, die nur in metaphysischer Beziehung für das System Bedeutung hat, in nähere Betrachtung zu ziehen. Ueberflüssig schien ferner eine Darstellung der sogenannten Beweise für das Dasein Gottes, wie auch der sogenannten Eigenschaften Gottes, da beides bei Lotze nichts Eigentümliches bildet, sondern nur Wiederholung des Allgemeinen ist. Zwischen sophistischer Resignation und dogmatistischer Unwissenschaftlichkeit, die beide man Lotze vorgeworfen hat, geht der Pfad des Glaubens unbeirrt hindurch. Lotzes Philosophie ist von Seydel treffend ein „Idealismus auf mechanischer

Grundlage" genannt worden, seine Religionsanschauung möchten wir „das Christentum auf rein eudämonistischer Grundlage" nennen und meinen damit auch das „Christentum Christi" zu kennzeichnen, um eins der modernsten, so vielfach missbrauchten Schlagwörter zu gebrauchen. Von C. H. Weisse hat Lotze seine religiöse Anregung empfangen. Die Verknüpfung des ethischen und ästhetischen Ideals war jenes Element im Gottesglauben Weisses, das vor allem in Lotzes Anschauung und Lehre unvergessen nachwirkte. Es ist der Glaube an die geistige Persönlichkeit Gottes, als an die vollendetste Verwirklichung der Ideale, welche unser Gefühl, unsere Phantasie, unsere Liebe als Ideale des vollendet Schönen und Guten uns offenbart. Der Schein, als wäre die Religion Lotzes nur moralisch, beruht darauf, dass er von dem Gewissen, als von dem sichersten und allgemein anerkannten Punkte, die Begründung der Religion ausgehen lässt, in der also die Sittlichkeit Erkenntnisprinzip, nicht Realprinzip sein soll. Das Wesen der Religion ist ihm ästhetisch harmonisch, sowie mit Erkenntniselementen versetzt, deren Erörterung ihn ebenso sicher zum Abhängigkeitsbewusstsein führt wie andere Denker. Die subjektive Seite der Religion bei Feuerbach, das künstlerische Moment bei Schelling und den Romantikern, die objektive Seite bei den spekulativen Philosophen bis Strauss, alles ist bei Lotze zum einheitlichen System zusammengeschlossen. Wir leben in einer Zeit des Niedergangs des positiven Idealglaubens; und gleich nahe liegt dann der Pessimismus, der Selbstgenuss der Verzweiflung, wie ihn uns Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche verkündigt haben, wie die Verbreitung des Buddhismus in Europa bezeugt; und ebenso der verzweifelte Autoritätsglaube, der Ultramontanismus, wie wir ihn ebenfalls nur allzugut am eigenen Herde kennen; wenn anders nicht der Verzicht auf jeden idealen Lebensinhalt, der Materialismus, der heut grosse Kreise unserer Gebildeten und Halbgebildeten gefangen hält. Eine Hilfe sehen wir nur in dem begeisternden Idealglauben des Christentums. Die christliche Religion bedarf für Lotze gar keiner Prüfung und Rechtfertigung, ja muss auf sie verzichten, da die Vernunft den Bau christlichen Glaubens von sich aus gar nicht verfolgen oder nachahmend aufführen kann. Wie Gott einzigartig ist, so ist das Christentum einzigartig, beide vertragen nicht das Einpressen in irgend welche formelle Abstraktionen. Die Religion ist Sache des werturteilenden Gefühls; Verstand und Wille sind bei Lotze mehr oder weniger nur die Trabanten des Gefühlfixsterns. Aber nicht

nur jede sittliche Wertschätzung, sondern jedes Handeln beruht auf dem Gefühl, denn der Trieb ist nicht ursprünglich Begehren, sondern ursprünglich Gefühl, das zum Triebe wird. Die Kluft auszufüllen zwischen dem Inhalte unseres Glaubens und den gegebenen Erfahrungen, im Denken und Handeln, ist Religion, d. h. Religion ist nicht ein beweisbares Theorem, sondern die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit ist eine dem Charakter zuzurechnende That.*) Sobald menschliches Nachdenken irgend so weit entwickelt ist, um den Lauf der Welt einer zusammenfassenden Ueberlegung zu unterwerfen, wird ihm allemal der Gegensatz zwischen einem Ziele, dem der Verlauf der Dinge fühlbar zuzustreben scheint, und einer rätselhaften Ablenkung bemerkbar werden, durch welche das Geschehende und Bestehende vom rechten Weg vertrieben wird, mit anderen Worten Gemüt und Erfahrung geraten in Widerstreit. Dass nun, sagt Lotze,**) diese Zwiespältigkeit der Ueberzeugung häufig die einzige Lösung ist, die man findet, ist nicht befremdlich; trauriger, wenn sie als die wahre Fassung unserer Stellung zur Welt empfohlen würde. Immer von neuem müssen wir vielmehr den ausdrücklichen Versuch wiederholen, beiden ihre Rechte zu wahren und zu zeigen, wie wenig unauflöslich der Widerspruch ist, in welchen sie unentwirrbar verwickelt erscheinen. Dass der Streit zwischen diesen beiden — Herz und Kopf, Glauben und Wissen — eine unnötige Qual ist, die wir durch zu frühes Abbrechen der Untersuchung uns selbst zufügen, dies ist die Ueberzeugung, die Lotze befestigen möchte. Die Befriedigung, die unser Gemüt in Lieblingsansichten fand, ist stets, wenn diese dem Fortschritte der Wissenschaft geopfert werden mussten, in anderen neuen Formen wieder möglich geworden. „Und je mehr ich selbst bemüht gewesen bin (cf. die 3 medicinischen Werke und die Artikel in Wagners Handwörterbuch), den Grundsätzen der mechanischen Naturbetrachtung Eingang in das Gebiet des organischen Lebens zu bereiten, um so mehr fühle ich den Antrieb, auch jene andere Seite hervorzukehren. die während aller jener Bestrebungen mir gleich sehr am Herzen lag.“ In jener Vermittelung allein liegt der wahre Lebenspunkt der Wissenschaft (und der Religion, setzen wir hinzu); nicht darin freilich, dass wir bald der einen, bald der anderen Ansicht zerstückelte Zugeständnisse machen, sondern darin, dass wir nachweisen, wie ausnahmslos universell die

*) D. Relphil 81.
**) Vorrede z. Mikr. IX—XV.

Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus in dem Bau der Welt zu erfüllen hat. Wie gross auch die Summe der Kenntnisse anwachsen mag,*) welche die menschliche Wissbegier erwirbt, wie fein sich ferner die Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen entwickeln und unter günstigen Umständen bis zum wissenschaftlichen Bewusstsein ihrer Gesetze steigern mag: so liegt doch am Ende der echt menschliche Charakter unserer Weltauffassung weit weniger in dieser Weite und Klarheit des Gesichtskreises als in der Wärme der Färbung, die ihr die beständige Beteiligung des Gemütes an ihrer Ausbildung mitteilt. Nach dem Bilde der thätigen Regsamkeit, die er in sich selbst fühlt, rechnet der menschliche Geist die Hemmung oder Förderung, die ihm die Ereignisse bereiten, zuerst einer ähnlichen Absichtlichkeit der Aussenwelt zu und glaubt in ihr ein mannigfaltiges lebendiges Wollen zu sehen, das in allen Dingen gegeneinander wirkt. Dann lernen wir zwar die Unabsichtlichkeit der meisten Ereignisse einsehen, die zwischen den Dingen vorgehen, aber ein unklares Fühlen und Sehnen, unbewusste Liebe und Abneigung, möchten wir doch gern als eine überall verbreitete Regsamkeit der Natur festhalten: Wir glauben an die Einheit einer Idee des Weltlaufes, weil nur sie uns gestattet, alles Glück und alle Bitterkeit des Daseins als eine vorbedachte Entwickelung auf sie als ihren Grund zurückzuführen. Aller notwendiger Zusammenhang der Dinge würde uns unbegreiflich sein, dürften wir ihn nicht als die vorbereitende Grundlage ansehen, auf der eine Welt des Glücks und Unglücks sich erhebt. Wir möchten den Sinn der Welt und der Natur verstehen. Die mancherlei Klänge, welche die Welt beleben, setzen sich wohl vor dem beschäftigten und unaufmerksamen Ohr zu einem gleichgültigen Geräusche zusammen; aber das nachdenkliche Lauschen, das sie sondert, erkennt in den einzelnen Stimmen der Natur wieder jene Kundgebungen, durch die ein rätselhaftes Innere der Dinge unübersetzbar in jede andere Sprache und doch mit unmittelbarer Deutlichkeit zu uns spricht.**)

Nach dem Begriffe, den wir von dem Sinne unseres Daseins, von der Würde, die der Mensch vertreten, von den Zielen fassen, die er erreichen soll, schwankt in unserm Urteil alles. Willkürlich aber zu vergessen, wonach unser Herz sich sehnt,

*) Mikr. II 308 f.
**) Mikr. I 389.

ist uns nicht gegeben. Immer wieder tönt die alte Klage durchs Menschenherz: Wir wissen nicht, von wannen wir kommen; wir wissen nicht, wohin wir gehen; wohl kann es uns wundern, dass wir so fröhlich sind. Denn nur zu vieles von dem, was wir in Augenblicken der Sammlung für unsere innerste Ueberzeugung anerkennen, ruht doch lange Zeit ausserhalb unserer Erinnerung, wie ein aufgespeicherter Schatz, dessen Besitz schon genügt, und in wie seltenen Augenblicken werden wir uns der übersinnlichen Welt, an die wir glauben, als einer vollen, in unser Leben wirklich hineinragenden Wahrheit bewusst!

In dies friedlose Menschenherz will Lotze den Frieden bringen, indem er eine Lösung des Problems der Einigung von Glauben und Wissen versucht, welchem Streben wir nunmehr nachgehen wollen; klar aber ist, dass die Entwickelungskämpfe noch unvollendet sind, in welche uns die Antriebe der letzten Vergangenheit geworfen haben; vielleicht zeigt sich uns hier ein Grund, der Hoffnung für die Zukunft mehr als der Befürchtung Raum zu geben.

---

2. Kapitel.

Die Welt.

Herr, wie sind deine Werke so gross und viel!
Du hast sie alle weislich geordnet!

Von drei verschiedenen Anfängen geht alle unsere Weltanschauung aus. Wir finden in uns:

1. ein Wissen von allgemeinen Gesetzen, notwendig gültigen Wahrheiten, die, ohne selber irgend eine besondere Form des Daseins zu begründen, sich als die notwendigen, unmittelbar gewissen Schranken uns aufdrängen, innerhalb deren jede Wirklichkeit sich bewegen muss;

2. einen Glauben, der unbedingter Massstab aller Wertbestimmungen für das Gewissen, uns in Ideen des Guten, des Schönen und Heiligen den einzigen, unverbrüchlichen Zweck sehen lässt, der jeder Wirklichkeit allein Wert giebt; aber auch dieses Ziel bestimmt für unsere Erkenntnis die Form der Mittel nicht, die zu seiner Erreichung führen sollen.

Zwischen diesen beiden spannenden Punkten dehnt sich für uns ein drittes Gebiet, das der Erfahrung, aus, mit einer unermesslichen Fülle der Gestalten und Ereignisse, von unbekannter Herkunft, die Thatsachen der gegebenen Wirklichkeit.

Wir können in diese Fülle hinein jene allgemeinen Gesetze verfolgen, die allem Geschehen gegeben sind; wir können in derselben Fülle des Gegebenen auch den Vorschein jener Ideen aufsuchen, die allem Sein und Geschehen Wert geben.

An anderer Stelle nennt Lotze:

1. Das Reich allgemeiner und abstrakter Gesetze, nach deren Bestimmungen in jedem einzelnen Falle die Wirkung der Kräfte von Punkt zu Punkt, von Augenblick zu Augenblick erfolgt.

2. Die Fülle der vorhandenen Realitäten, die mit ihren Eigenschaften die wirklichen Träger eben der Kräfte sind, deren Erfolg nach jenen allgemeinen Gesetzen gemessen wird.

3. Ueber beiden den spezifischen Plan, nach welchem sich, realisiert durch die Thätigkeit aller gesetzlich wirksamen Kräfte, das Leben der Welt in eine gleichzeitige Breite sowohl als in den zeitlichen Fortschritt einer Geschichte ausdehnt.*)

In jedem einzelnen Falle, den uns die Erfahrung darbietet, ist der Verstand beschäftigt, nach jenen Gesetzen des Zusammenhangs, die er als allgemein geltende Notwendigkeiten voraussetzt, nach dem nächsten ergänzenden Gliede zu forschen, auf welches die Wahrnehmung hinweist, und welches sie fordert, aber er legt sich nicht die praktische Frage vor, welches endliche Gesamtbild der Welt und ihres Zusammenhanges nun zuletzt entstehen werde, wenn dieselben Regeln der Beurteilung auf alle wirklichen und denkbaren Fälle der Wahrnehmung und auf jeden einzelnen so oft wiederholt angewandt würden, als jeder nach seiner Natur zur Erneuerung dieser Anwendung veranlassen könnte. Es bekümmert den Verstand nicht, in welchen Zusammenhang die unzähligen Fäden gesetzlicher Verknüpfung, die er nebeneinander scharfsinnig verfolgt, zuletzt in einander verflochten sein mögen, an welchem Dasein von unbedingter Natur endlich die vielfachen bedingten Wirklichkeiten hangen, deren Wechselverhältnisse untereinander, nachdem sie vorhanden sind, sich seinen Gesetzen unterworfen zeigen. Die Beantwortung aller dieser Fragen macht sich die Vernunft zu ihrer Aufgabe.**)

Gleichviel nun, ob überhaupt eine Idee die Dinge lenke oder nicht, gleichviel ferner, welches der Inhalt dieses beherrschenden Gedankens sein möge: Dazusein und zu geschehen vermag doch alles nur, soweit es in vorangegangenen Umständen seine zwingenden Ursachen hat. Die mechanische Forschung

*) Mikr. II 15 f. Med. Psych. 22.
**) Mikr. I 266 f.

erklärt das Zustandekommen der Ereignisse Schritt für Schritt aus diesen zwingenden Ursachen, und sie wendet nichts dagegen ein, wenn eine andere Richtung der Betrachtung in der Gesamtheit dieses Naturlaufes auch noch einen vernünftigen Sinn zu entdecken glaubt. Die ideale Deutung hebt den Zusammenhang und die innere Konsequenz dieses Sinnes hervor, und wenn sie nichts gegen den Nachweis einwendet, dass die bedeutungsvollen Ideen nur durch die Mittel des Mechanismus realisiert werden, so ist sie doch überzeugt, dass in jedem Falle, wäre auch die Summe dieser Mittel eine ganz andere, doch dieselben Gedanken in einer anderen, ihnen gleich entsprechenden Form auch in dieser anderen Welt wieder erscheinen würden.*)

Die Prinzipien unserer mechanischen Betrachtungsweise der Dinge sind in der That nicht die letzten und wahren Gründe des Geschehens, sondern Abbreviaturen derselben. Ihre durchgängige Anwendung auf die Erscheinungen des Lebens muss der erste notwendige, aber darf notwendig nicht der letzte Schritt sein. Wir haben nur das Vorhandene aufzufassen, und da erkennen wir allerdings an, dass alles Sein ein Wunder ist, dessen ewiges Geschehensein wir voraussetzen müssen, dessen Entstehen dagegen höchstens als Thatsache von uns anerkannt, nie aber in der Weise seines Herganges enträtselt werden könnte. Was die Dinge sind, kann dem Erkennen völlig durchdringlich sein, wie sie überhaupt sein können, ist das allen gemeinschaftliche Rätsel, und der Widerstreit der Kräfte in der Natur ist, ebenso wie das Dasein des Bösen in der sittlichen Welt, das harte Rätsel, dessen Lösung die uns versagte vollständige Kenntnis des letzten Weltplanes voraussetzen würde. Lotze nennt sich Metaph 458 altfränkisch genug, für die religiösen Bedürfnisse, die hier rege werden, empfänglich zu sein, fügt aber hinzu, dass nicht auf ihnen, sondern auf blos theoretischen Gründen die Ansichten beruhen, die er hier (den Mechanismus) verficht. Das Ganze des Naturlaufes wird die mechanische Ansicht notwendig auf die Voraussetzung einer ursprünglich gegebenen, nicht weiter ableitbaren Urstellung und Urbewegung der Elemente, sowie auf die allgemeinen Gesetze zurückführen, nach denen aus diesem Anfang nur diese Folge floss, aus einem anderen eine ganz andere geflossen wäre. Geht die mechanische Ansicht von einer Vielheit der seienden Elemente aus, so hält sie um so fester an der Einheit des allgemeinen Gesetzkreises, dessen

*) Mikr. II 7 f.

Herrschaft aus der planlosen Unordnung jener Anfänge allmählich die Umrisse eines nun innezuhaltenden Planes ausarbeitet. Aber es ist unmöglich, dieses Reich der Gesetze als eine selbständige, den Dingen vorangehende und über ihnen schwebende Macht zu denken; unvermeidlich werden wir dahin gedrängt, dies eine Band, sobald es seine vereinigende Kraft über die zersplitterte Mannigfaltigkeit der Elemente bethätigen soll, als ein wirkliches, unendliches Wesen zu fassen, dessen innerlich gehegte Teile alle endlichen Dinge sind. Könnte uns die Betrachtung des Inhaltes der Natur und die Erwägung der Zweckmässigkeit ihrer Bildungen zweifelhaft lassen, ob nicht dennoch ihre Entstehung aus zerstreuten und zusammenhanglosen Anfängen möglich wäre, so wird dagegen die Thatsache, dass es überhaupt Wechselwirkungen giebt, uns zu dem Glauben an eine reale Einheit aller Dinge und an eine gemeinsame Quelle nötigen, aus der sie geflossen sind. Die Mannigfaltigkeit der Elemente wird vielmehr von Anfang an ein abgeschlossenes System bilden, das in seiner Ganzheit zusammengefasst einen Ausdruck der ganzen Natur des Einen bildet. Nicht so, als zerfiele das Eine wie eine Grösse in eine Anzahl neben einander gelegener Teile, deren vollständige Summe man nehmen müsste, um das Eine wiederzuerhalten; sondern kein einzelnes, endliches Element würde der Grund aus sich schaffend entlassen, ohne zugleich eine bestimmte Menge anderer hinzuzufügen, die mit jenem zusammengefasst die Wirklichkeit zu seiner vollständigen Erscheinung ergänzen.*)

Wir kommen nicht mit jener Beschwichtigung aus, zuzugeben, dass neben dem mechanischen Verlaufe der Natur und freilich mitten in ihm, sich die ideale Bedeutsamkeit nur auch vorfinde. Vielmehr wird jede Ansicht der Welt, die sich abzuschliessen sucht, sich irgend eine bestimmte Vorstellung über das Verhältnis bilden müssen, in welchem in der Natur der vorbildende Gedanke zu den arbeitenden Ursachen seiner nachbildlichen Verwirklichung stehen soll. Es pflegt in zwei Weisen zu geschehen:**)

1. Die eine lässt aus der berechnenden zwecksetzenden Weisheit eines selbstbewusst persönlichen Gottes die zusammenstimmende Organisation des Weltlaufs entspringen. Aber Zwecke kann nur der Wille haben, dessen Wollen nicht zugleich Vollbringen ist, dessen Absicht vielmehr, durch den

*) Phys. 636. Med. Psych. 148. D. Meta 70. Mikr. II 46—48.
**) Mikr. II 9—15.

Widerstand einer von ihm unabhängigen Natur der Dinge verzögert, sich in ein Ziel verwandelt, nach welchem hin es noch einen Weg zurückzulegen giebt. Mit dem Wegfall dieser unabhängigen Aussenwelt, an deren erziehendem Widerstande wir Gestalt gewinnen, würde auch das anschauliche Bild unseres Handelns in eine für uns unfassbare Einheit der Absicht mit ihrer Erfüllung zurücksinken. Diese Bedingungen aber, die uns die Erfolge unseres eigenen Thuns erst begreiflich machen, können wir nicht auf das göttliche Wesen, den Grund aller Welt, übertragen wollen. Was würden wir in dem Wesen Gottes als letzten belebenden Grund der Schöpfung uns anderes denken mögen, als jenen Hauch der Heiligkeit, Güte und Schönheit, in dem wir doch vergeblich trachten würden, eine notwendige Richtung seiner schaffenden Thätigkeit auf die Erzeugung der bestimmten Naturformen zu finden, die uns umgeben? Nur wenn diesem Gedanken eine unabhängige Welt des Stoffes gegenüberstand, konnte, für uns begreiflich, die schöpferische Kraft durch die Eigentümlichkeit dieser ihr fremden Bedingung ihres Wirkens zu bestimmten Formen für den Ausdruck ihrer gestaltlosen Sehnsucht getrieben werden. So endet diese Ansicht in einem schwer zu schlichtenden Zwiespalt. Neben der schöpferischen Weisheit Gottes, dem Grunde des idealen Inhaltes der Welt, tritt eine andere Macht hervor, ein dunkler Hintergrund, an dem der gestaltlose Strahl der Ideen sich erst zu einem Spiele anschaulicher Formen bricht, zugleich Widerstand und erziehende Anregung, aber weder das eine noch das andere darf sein für das göttliche Wesen.

2. Die andere Auffassung vermeidet diesen verhängnisvollen Gegensatz zwischen der zwecksetzenden Absicht und dem dienenden Mittel ihrer Realisierung durch die unmittelbare Verschmelzung beider. Ein Unendliches, eine träumende Weltseele, Stoff und Idee, bildsames Material und bildender Gedanke zugleich, pulsiere in allen Erscheinungen und entfalte aus der Einheit ihres Entwickelungstriebes die zusammenstimmende Schönheit der Dinge. Aber indem sie die Vorstellung eines schöpferischen Selbstbewusstseins in die einer unbewussten Vernunft abschwächt, die zugleich der sich bildende Stoff selbst sei, breitet sie das tiefe Dunkel, welches in jener anderen Meinung über dem Verhältnis dieser beiden dort geschiedenen Glieder lag, als eine gefälligere Unklarheit über den ganzen Gedanken aus. Denn solange wir in den Namen der Vernunft das einschliessen, was uns als der belebende Gedanke der geistigen Welt gelten muss, die Ideen des Heiligen,

des Guten und der Seligkeit, so lange ist dieses Formenreich der Sterne mit ihren Steinen, Pflanzen und Tieren keineswegs die eigene erscheinende Oberfläche jener Vernunft, sondern hängt wie ein äusserliches Kleid von zufälliger und unbegreiflicher Herkunft um sie her, geeignet vielleicht, das innerliche Leben derselben durch seinen Faltenwurf anzudeuten, aber gewiss nicht berechtigt, als das einzige, mögliche und erschöpfende Aeussere dieses Inneren zu gelten. Die Sehnsucht nach jener durchdringenden Einheit der Natur erreicht ihr Ziel nicht durch die Annahme einer Weltseele, die nur das Geschehende weiss und nur das Geschehende ist, deren Inneres das Aeussere vor-, deren Aeusseres das Innere nachbildet, ohne dass irgendwo etwas erschien, dessen unbedingter und unendlicher Wert diesem ganzen Spiele Weihe gäbe. Ich kann nicht finden, dass dieses Ergebnis bestechender wäre als der Ausgang der ersten Ansicht. Blieb uns oben der Zwiespalt zwischen der zwecksetzenden Weisheit und dem Reiche der realisierenden Mittel, so war doch die erste wenigstens in ihren Entwürfen selbständig; auf wahrhaft geistige Ziele gerichtet, trat sie dem letzteren wie die beherrschende Macht dem dienstbaren Stoffe gegenüber; die zweite Ansicht kennt nur diesen Stoff allein und verschmäht die höhere Macht über ihm. Denn ihre Weltseele ist nichts anderes als dies fremde und unergründliche Element, der dunkle Hintergrund, von dem auch jene andere Ansicht die bestimmten Formen für die Realisierung der göttlichen Zwecke erwarten musste. Für sich allein hervorgehoben tritt dieser Hintergrund hier auf, begabt mit einem Bewusstsein dessen, was er ist; aber er missbraucht diesen Funken des Himmelslichtes nur, um die Selbstgenügsamkeit und Zweckmässigkeit eines bunten Ereignisspieles, die wir der öden mechanischen Ansicht des Weltlaufs vorwerfen, zu systematischer Einheit abzurunden. Keine von beiden Ansichten erreicht ihr Ziel, sie lassen beide diese Aufgabe ungelöst zurück, an deren Lösung zu scheitern menschlichem Scharfsinn nicht unrühmlich ist.

Unser Erkennen mag wohl Fragen der Art aufwerfen, ob denn in der That die Zwecke das Vorangehende, der Stoff und seine Beziehungen das Nachfolgende sei, woher und wie der Gedanke zum Stoff getreten sei, und warum überhaupt dieses den ohnmächtigen menschlichen Zwecken zunächst entlehnte Verhältnis des Zusammenhangs auch auf die Gestalt des Weltalls übertragen sei. Eine Verständigung über die Schöpfung der Welt ist es, die solche Fragen zu lösen hat. Eine Antwort darauf giebt die Schönheit, indem

sie den tiefen, seligen Wert solcher Verhältnisse hervorhebt, der unmöglich wäre, wo nicht Zwiespalt und in diesem Zwiespalt Versöhnung gegeben wäre; der unmöglich sein würde, wo jeder Gedanke, jeder Zweck der Welt widerstandslos sich selbst vollzöge, und so alles, einer allmählich vollziehenden Geschichte ebensowohl als einer zerstreuten, mannigfaltigen Erscheinungswelt ganz unbedürftig, in das selbstgenügsame Kreisen eines von Ewigkeit erfüllten Zweckes und Begriffes überginge. Die Schönheit ist so ein Vorbote jener geahnten Versöhnung zwischen Beziehungsgliedern, die unserer Erkenntnis feindlich auseinanderstehen, und deren Gegensatz doch nicht aufgegeben werden kann, ohne zugleich die Quelle der Seligkeit zu vernichten, die aus seiner Einigung entspringt. Dass eine höhere und innigere Verschmelzung des Stoffes und des Gedankens in einer gemeinschaftlichen Wurzel stattfinde, dies ist eine der teuersten und unaustilgbarsten Hoffnungen des Geistes; und auch sie beruht nicht auf einer Notwendigkeit, die in dem Gange unserer reinen Erkenntnis gegeben wäre, sondern in jenen Wert gebenden Gefühlen, die, einer unmittelbaren Offenbarung vergleichbar, auch dann noch eine Meinung verdammen, wenn sie allen Anforderungen des reinen Denkens genüge geleistet hat. Eine andere Antwort bietet die Entwickelungstheorie. Ein Zusammenhang aller Dinge muss insoweit stattfinden, dass ihre Naturen eine Reihe oder ein Gewebe von Reihen bilden, in welchem von jedem Gliede zu jedem anderen durch eine bestimmte Anzahl wie auch immer zu messender Schritte gekommen werden kann. Mit der ganzen Reihenfolge abgestufter Bildungsepochen, durch welche hindurch sie den formlosen Urgrund sich ausgestalten liesse, würde die Wissenschaft nur den Glanz und die Mannigfaltigkeit der Scenen vermehren, in deren äusserlichem Pomp unsere Phantasie bewundernd sich vertiefen könnte; aber sie würde das Ganze des wunderbaren Schauspiels nicht zureichender erklärt haben, als jener sich selbst bescheidende Glaube, für welchen die Entstehung der lebendigen Geschlechter nur aus dem unmittelbaren Schöpferwillen Gottes begreiflich scheint. Welchen Weg der Schöpfung Gott gewählt haben mag, keiner wird die Abhängigkeit der Welt von ihm lockerer werden lassen, keiner sie fester an ihn knüpfen können. Unter den Gedanken müssen wir uns beugen, dass alle jene unerschütterliche Notwendigkeit, mit welcher das Ganze des mechanischen Weltlaufs selbständig für sich festzustehen scheint, ein ganz eitler Traum ist, und dass keine einzige Wechselwirkung zustande kommt ohne

die Mitwirkung jenes höheren Grundes, den wir übel beraten nur für die Entstehung einzelner bevorzugter Erscheinungen zu bedürfen meinen. Die Entwickelungslehre führt zum völligen Determinismus und ist darum völlig unhaltbar. Die religiöse Meinung setzt vielmehr voraus, dass es zwar allgemeine Gesetze giebt, ohne deren Geltung überhaupt gar keine Absicht im Stande wäre, durch bestimmte Mittel ein bestimmtes Ziel zu erreichen; zugleich aber, dass es auf dem Grund und Boden dieser Gesetzlichkeit eine freie, willkürliche Regsamkeit gebe, welche unter Benutzung und durch Kombination der gegebenen, gesetzmässig wirkenden Elemente auch das hervorbringt, was ohne sie nicht sein würde, kurz es muss eine Welt der sittlichen Freiheit geben, die aber die Evolutionstheorie unmöglich macht.*)

Und immer wieder wird man wiederholen: wie einfach auch die ersten Keime der Naturerzeugnisse gewesen sein mögen, stets bleibe es ein unbegreifliches Wunder, wie aus der unendlichen Anzahl denkbarer Zusammenwürfelungen der Elemente, welche der Zufall hätte herbeiführen können, gerade diese sinnige Auswahl den Zugang zur Wirklichkeit gefunden habe. Doch dies Erstaunen wäre nur dann gerechtfertigt, wenn wir fänden, dass alle jene anderen weniger sinnigen oder sinnlosen Gesellungen der Elemente von allem Anfang an abgehalten worden wären, ihr Glück zu versuchen und in der Wirklichkeit soviel Platz einzunehmen, als ihnen ihre Fähigkeit, da zu sein, verstattet hätte. Aber wir vermögen nicht einzusehen, wodurch die Erfahrung zu einer solchen Voraussetzung nötige oder berechtige. Machen wir sie aber nicht, dann können wir mit Recht erwidern, dass zu einer Aussonderung weniger Fälle aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten keine andere Censur, Kritik und Auswahl nötig ist, als die, welche der mechanische Zusammenhang der Dinge ohnehin von selbst ausüben muss. Ueberblicken wir die Schöpfung, so bietet sie nicht nur einen Auszug des Vorzüglichsten, sondern Grosses und Kleines, Einfaches und Verwickeltes, Vollkommenes und Unvollkommenes steht so neben einander, wie man sich eben denken kann, dass es zusammen aus dem unparteiischen Zufalle des Chaos entsprang. Nur Eines fehlt dieser mannigfaltigen Welt: das Verkehrte und in sich selbst Zweckwidrige, dem die mechanischen Gesetze um seines inneren Widerspruches willen keine dauernde Wirklichkeit gestatten konnten. Denn

*) Kl. Sch. I 315 f. Mikr. I 421 f.

vorübergehend allerdings, wie das grosse Heer der Krankheiten und so viele missgeschaffene Bildungen zeigen, kommen auch diese widersprechenden Erzeugnisse vor. Für alle Gebilde dagegen, die als stehende Gattungsformen zur dauernden Ordnung der Natur gehören sollen, ist innere Zweckmässigkeit gleichbedeutend mit Möglichkeit. Möge das Verkehrte dagewesen sein oder nicht, sein Bestehen wird durch seine mechanische Unhaltbarkeit verhindert. Die Wirklichkeit aber enthält aus der unendlichen Anzahl der Elementenverbindungen, welche ein vernunftloses Chaos liefern konnte, nicht eine Auswahl, welche eine berechnende Absicht getroffen hätte, sondern die kleinere Summe jener Gebilde, die der mechanische Naturlauf selbst in dem unermesslichen Wechsel seiner Ereignisse prüfte und als in sich zweckmässige, zur Erhaltung fähige Ganze von der zerstiebenden Spreu des Verkehrten schied, das er unparteiisch auch entstehen, aber ebenso unparteiisch auch wieder zu Grunde gehen liess. Einzelne glückliche Fälle wird es daher geben können, in denen viele Elemente, ursprünglich durch einen Zufall zusammengeführt, in einer und derselben Anordnung, der sie sämtlich zustreben, alle zugleich die Befriedigung der neuen Bedürfnisse finden, die ihre Begegnung in ihrem Innern erweckte. Diese glücklichen Erzeugnisse, in welchen sich das, was für die einzelnen Teile zweckmässig ist, zum zweckmässigen Gleichgewicht eines Ganzen summiert, werden die lebendigen Geschöpfe sein, und ebenso wie hier ihre erste Entstehung, werden wir auch den Mechanismus ihrer Fortpflanzung und Erhaltung von dieser inneren zweckmässigen Regsamkeit durchdrungen glauben.*)

Ich glaube nicht, dass die Vorliebe für das Chaos den Ursprung der Welt aus ihm noch durch andere Gründe würde zu beweisen wissen. Sind diese alle unfähig gewesen, die Stimme einer entgegenstrebenden Ueberzeugung zu unterdrücken, so beklagen wir dies nicht, denn oben haben wir auf einen anderen Weg gewiesen, von dem aus wir eben nur die gesammelte Kraft der mechanischen Weltauffassung zu überblicken suchten. Hat nun unser Blick jetzt länger auf ihr gehaftet, als nötig geschienen haben mag, so geschah es, weil wir ihre Ansprüche so verächtlich doch nicht finden konnten, wie sie der Zuversicht des entgegengesetzten Standpunktes vorkommen mögen. In der That würden wir die einzelnen Gedanken, die wir beleuchteten, nicht so ausführ-

*) Mikr. II 26—29. 39.

lich berücksichtigt haben, wenn sie nicht innerhalb der anderen Auffassungsweise, deren Vertretung uns zufällt, als untergeordnete Glieder eine Geltung fortbehielten, die sie als unabhängige Weltansicht allerdings nicht behaupten können. Ich teile die Polemik gegen jenen Automatismus, der in dem Stoffe und seinen Bewegungen höchstens mit Hinzunahme des wichtigen Prinzips des Zufalls die Grundlage der Welt sieht, und bekenne mich nur zu der Ansicht, welche die Natur als einen mechanisch unterhaltenen Ausdruck von Ideen betrachtet, dessen erste Schöpfung überhaupt auf keinem Standpunkt menschlicher Erkenntnis für uns klar wird, dessen Erhaltung dagegen überall an das gesetzliche Zusammenwirken der Elemente und an keine andere Bedingung ausser der geknüpft ist, von der die Möglichkeit alles Wirkens überhaupt abhängt. Ferner ist die erste Schöfung gewiss von der Weisheit eines persönlichen Gottes, nicht von dem Walten einer unbewussten Vernunft abhängig, nur können an der Erhaltung des Lebens keine anderen Kräfte als die der bekannten chemischen Elemente teilnehmen; wenigstens keine Idee, sondern nur ein reales, substantielles, geistiges Wesen könnte andere Kräfte darstellen, und nur in der Form gesetzlichen Wirkens. In die Mitte eines mannigfaltigen Wirbels geworfen, dem nur die notwendige Nachwirkung des Vergangenen, aber kein Plan der Zukunft seine Richtung gäbe, würden wir befürchten, auch die festen Zielpunkte unseres eigenen Strebens schwanken zu sehen. Die Sicherheit unseres Hoffens und alle Freude an unserem Dasein ruht auf dem Glauben an die vorbedachte Einheit des Weltbaus, die uns unsere Stätte bereitete, und die schon in den blinden Wirkungen der Natur den Keim der Entwickelung anlegte, welche das geistige Leben aufnehmen und fortführen soll. Zwar wird es wahr bleiben, dass alle Fragen nach dem Verwirklichungshergang einer Erscheinung und nach der Möglichkeit ihres Bestehens auf die mechanische Ansicht zurückkommen müssen; aber nie wird es doch befriedigen, für jede bedeutsame Harmonie und Schönheit des Wirklichen die Erklärung wiederholt zu hören, auch sie erzeuge sich mit blinder Notwendigkeit als ein unvermeidliches Ergebnis, wenn einmal diese und keine anderen bedingenden Vorereignisse, diese und keine andere Verknüpfung der Elemente voranging. Dem Grunde und der Herkunft dieser Ordnung nachzuforschen, ist eine Aufgabe, deren Wert wir nicht versuchen dürfen zu verkleinern, und die mechanische Ansicht wird nicht vermeiden können, sie neben sich zu

dulden. Jener Abgrund der Unbestimmtheit, das Chaos, ist ein undenkbarer Gedanke, und jeder Versuch, die Entstehung der Naturformen sich zu verdeutlichen, muss von irgend einem bestimmten Urzustande ausgehen, der, weil er dieser und kein anderer war, vieles an sich Mögliche von allem Anfang an von der Wirklichkeit ausschloss, zu anderem dagegen nicht blos die leere Möglichkeit, sondern einen mehr oder minder unmittelbaren und dringenden positiven Verwirklichungsgrund enthielt.*)

Der religiöse Glaube fasst die Welt als göttliche Schöpfung: Alles, was die Dinge sind, sind sie nach dem Willen und der Absicht Gottes, d. h. die organische Welt würde nicht sein, wenn nicht eine göttliche Macht den stofflichen Elementen, durch welche sie verwirklicht werden sollte, die hierzu nötigen Bewegungsantriebe mitgeteilt hätte, welche ohne diese Mitteilung aus den Elementen selbst nicht entstanden sein würden. Ihr eigentliches Wesen besteht in dem, was Gott mit ihnen gemeint oder gewollt hatte, in ihrer Bedeutung für die Einheit des Weltplanes. Dem unveränderlichen und gerechten Gott entspricht die gesetzliche Strenge der Erscheinung, der unendlichen Fülle seines seligen Wesens ihre Schönheit, seiner Heiligkeit die Ordnung der Begebenheiten in der sittlichen Welt.

Wir sind erzogen in der erhabensten der Vorstellungen über die Schöpfung. Unmittelbar aus Gottes Hand lässt unser Glaube die Erde mit ihren Geschlechtern hervorgehen, die einzige Wohnstätte in dem unermesslichen Raum; unmittelbar in die Hand Gottes legt der jüngste Tag die Ergebnisse der irdischen Geschichte zurück, die alle Geschichte ist und die in keinem Augenblick ihres Verlaufes dem auf sie gerichteten Blicke der Vorsehung entgangen war. Schöpfung und Weltgericht begrenzen abschliessend das veränderliche Bild des Werdens und sättigen unser Herz mit dem Gefühl der Einheit des wandellosen Seins, in welchem aller Wechsel des Geschehens umfasst bleibt. Aber die Ergebnisse der Naturwissenschaften!! Ist durch sie die grosse Frage: Ob Natur, ob Schöpfung? wirklich entschieden und so enschieden, wie man es häufig fürchtet, zu Ungunsten jenes gläubigen Verlangens? Ich denke nicht; vielmehr jene Sehnsucht, mit Vermeidung aller natürlichen Vermittelung die unmittelbare Schöpferthätigkeit Gottes in immer gesteigerter Ausschliesslichkeit hervorzuheben, wird sich zugestehen müssen, dass gerade

*) Mikr. II 44 f. Kl. Sch. III, 1. 297 f.

sie selbst diese Thätigkeit um so enger und nach dem ungeeigneten Vorbilde unseres menschlichen Wirkens an einschränkende Bedingungen knüpft. Es genügt ihr nicht, dass es der Wille Gottes ist, nach welchem die Entwickelung der Natur geschieht, sondern Gott muss Hand anlegen und das Nichts zum Etwas machen oder die ungestalteten Grundstoffe der Dinge ordnen. Aber es giebt ein Handanlegen nur für die ohnmächtigen Wesen, deren Wille an sich nichts bewegt. Immer würde diese Kraft doch nur in dem Willen Gottes liegen, den die Dinge nicht als von aussen kommende sinnlich zu hören und zu fühlen brauchen, um ihm, von dem sie innerlich durchdrungen sind, zu gehorchen, denn der Wille des höchsten Wesens ist ohne weiteres die Verwirklichung dessen, was er will. Selbst die mosaische Schöpfungsgeschichte, erhabener als andere, weil sie unmittelbar dastehen lässt, was der göttliche Wille befahl, ohne durch Schilderung physischer Vermittelungen den Eindruck der Allmacht zu schwächen, auch sie hält doch den schweigenden Gedanken noch nicht für den genügenden Anfang der Schöpfung. Sie lässt Gott wenigstens das Wort aussprechen, die zarteste allerdings, aber doch immer eine deutliche Vorbedingung, die hergestellt sein zu müssen schien, damit durch sie angeregt die ewige Notwendigkeit der Dinge das gebotene Werden vollbrächte. Zwei verschiedene Vorstellungen der Entstehung bringt sie: Zuerst sagt Gott: Die Erde lasse aufgehen allerlei Kraut. Wird dieses den Kräften der Erde übertragene Aufgehenlassen der Gewächse anders ausgesehen haben als so, wie es sich die naturwissenschaftliche Ansicht denken muss, sodass die einzelnen Elemente der Erdrinde sich zuerst zu Keimen, diese erst durch ihr Aufgehen zu Pflanzen gestalteten? Den Menschen dagegen bildet Gott mit eigener Hand. Aber wie wenig dies äusserste Gleichnis der gewöhnlichsten Arbeit uns befriedigen kann, liegt auf der Hand. Und das alles bis ins Einzelne vorzustellen, ist ewig hoffnungslos. Durch den Gedanken der Schöpfung ist angedeutet, dass die Welt aus nichts oder richtiger nicht aus etwas geschaffen sei, sondern durch den Willen und Gedanken Gottes, dass sie nicht in der Zeit, sondern mit ihr entstanden. Soll der Weltgedanke Gottes durch die Schöpfung Wirklichkeit gewinnen, so schafft Gott einzelne Geister, lässt einen Gedanken, der sein soll, zum Gedanken anderer Geister werden, lässt die Geisterwelt entstehen, in der er einen Weltgedanken in der äusserlichen, wahrnehmbaren Stoffwelt „Fleisch“ der Erscheinung, Handlung werden lässt. Aber der erste unbewegte

Beweger des Aristoteles, der griechischen Philosophie, gleicht doch einem sehr bescheidenen Bache gegenüber dem vollrauschenden Strome des Gottesbewusstseins, der schon lange vorher das Leben des hebräischen Volkes durchdrang und in der heiligen Poesie desselben mit einer Mächtigkeit flutete, gegen deren zweifellose Realität der höchste Schwung griechischer Ahnung als problematische Vermutung erscheint. Die mosaischen Schöpfungsberichte, die nur ein sonderbares Missverständnis für die Naturgeschichte auszubeuten suchen kann, glänzen durch die Verachtung, die sie jeder kosmologischen Spekulation beweisen. Jedes Geschöpf ist von Gott gemacht. Alles ist gut so, wie er es schuf. Der Mensch ist der Erwählte der Schöpfung. Gott ist nur das Gute. Weder in ihm noch in der Schöpfung, wie sie aus seiner Hand kam, war ein Keim des Uebels. Die Welt ist weder durch Zufall geworden noch hat ein Chaos vermocht, vor der Ordnung zu existieren, sondern eine nach Gottes Ideen geordnete Welt ist am Anfang geschaffen worden. Und uns bleibt nur übrig, den ununterbrochen gesetzmässigen Zusammenhang dieses bestehenden Vernünftigen zu erkennen und zu bewundern.

Der Anblick der Schöpfung würde sein ein Anblik von Dingen, die, weil kein hörbarer Befehl sie aus einem schon vorhandenen Vorrat heranrief, von selbst aus dem Nichts zu entstehen oder aus unsichtbarer Verdünnung sich zur Sichtbarkeit zu verdichten schienen; ein Anblick von Bewegungen, die, weil kein merkbarer Hauch kam, um sie mitzuteilen, von selbst aus dem Inneren der Elemente und ihrer unsichtbaren Wechselwirkung zu entspringen schienen; ein Anblick von Gestalten endlich, die, weil keine eingreifende Hand ihre Bestandteile zusammenfügte, durch das wechselseitige Suchen und Finden der Elemente zusammenzuwachsen schienen. Also das wissenschaftliche Bild der Schöpfung ist auch das religiöse. Je reiner und grösser wir diese schöpferische Thätigkeit fassen, um so weniger werden wir erwarten, in irgend einem Augenblicke den Finger Gottes noch besonders neben oder zwischen den Erscheinungen zu sehen. Vielmehr eben in der Stetigkeit und Folgerichtigkeit naturgesetzlichen Wirkens werden wir seine Allmacht unscheinbar, aber nicht weniger wirksam gegenwärtig glauben.*)

Dieser sichtlich vorausberechnete Zusammenhang der Teile kehrt unablässig auch in der Bildung der einzelnen Organe wieder. Und wieder werden wir fragen, ob es

*) Mikr. I 9. III 16 f. 240. 351—56. Kl. Sch. I 169.

glaublich sei, dass ohne eine lenkende Absicht ein Haufen von Elementen sich zusammengefunden habe, dessen blinde mechanische Weiterentwickelung die Entstehung durchsichtiger, durchscheinender und undurchsichtiger Häute mehr oder weniger lichtbrechender Mittel und zugleich die gegenseitige Lagerung dieser Teile in solchen Stellungen und Entfernungen herbeiführen musste, wie sie eben nötig war, damit ein dieses Auge treffender Lichtkegel sich auf dem Hintergrunde desselben wieder in einem kleinsten Punkte vereinigte? Wir leugnen nicht, dass in dem einmal vorhandenen Zusammenhange der Welt die organische Bildung sich nur durch eine mechanische Tradition fort erhält; aber die erste Stiftung jener Keime, in deren blinder und notwendiger Entfaltung der Naturlauf jetzt besteht, glauben wir nicht ohne die Voraussetzung eines ordnenden Bewusstseins einzusehen. Und nun allerdings, nachdem wir nun einmal auf diese leitende Hand hingewiesen sind, thun wir jenen uns getadelten Rückschluss: wir glauben an ihre Mitwirkung, auch wo wir sie nicht sehen. Denn wohl können wir uns vorstellen, dass es für die Mängel des Weltlaufs, die der Allgegenwart einer zwecksetzenden Weisheit zu widerstreben scheinen, eine uns unbekannte Rechtfertigung giebt, beruhend in dem Inhalte eines Planes der Wirklichkeit, den ganz zu durchschauen wir uns nicht rühmen; unerklärbar dagegen erscheint uns ohne jene Weisheit jede einzelne Trefflichkeit und Vernünftigkeit, die doch dem unbefangenen Sinne aus so unzähligen Beispielen entgegenleuchtet. Wie dunkel auch Plan und Regel der Schöpfungsreihe sein mag, ebenso überwältigend ist doch ihr Gesamteindruck, der einer Einheit des bildenden Willens, einer überall hindurchblickenden Beständigkeit, welche nicht die Mannigfaltigkeit des Wirklichen in unvergleichbare Einzelheiten auseinander fallen lässt, sondern sie zu einem geordneten Reiche der Dinge verbindet.

In der That freilich ist es gar nicht erweislich, dass alle Teile der Natur auf ideale Bedeutung und bestimmte Zwecke hinweisen; neben tausend Erscheinungen, die diesen Eindruck uns allerdings geben, stehen tausend andere, die sich nur so ausnehmen, als seien sie absichtslos entstandene Nebenerfolge einer sich zufällig bildenden Atomenverbindung; Erfolge, die keineswegs einem vorbedachten Plane gemäss entstehen sollten, aber eben entstanden sind, und einmal entstanden sich erhielten, weil sie den mechanischen Bedingungen der Erhaltung nicht widersprachen. So hat der Mechanismus vielleicht vieles erzeugt, woran einer schöpferischen Idee, wenn wir eine solche voraussetzen,

nichts gelegen war; und umgekehrt, manches hat vielleicht der Mechanismus nicht realisiert, was die Idee wollte und für dessen Dasein sie sich lebhaft interessiert hätte. Denn in der That, wer getraut sich zu beweisen, dass alles Vernünftige wirklich ist? Ich halte mich an das Zugeständnis der Kurzsichtigkeit, denn davon war hier die Rede, ob der Glaube an eine alles durchdringende, zwecksetzende Absichtlichkeit der schaffenden Kraft durch die Erfahrung unterstützt oder erzwungen werde, ganz abgesehen davon, dass er andere sichere Grundlagen haben mag; aber eine Bedeutsamkeit und eine tiefsinnige Idee der Dinge, welche wir in vielen Fällen durchaus nicht einsehen, kann nicht als ein Erfahrungsbeweis für die durchgängige Vernünftigkeit alles Erschaffenen gelten. Wie die mechanische Weltansicht die Gewalt des geistigen Lebens in der Erfahrung als eine Thatsache anerkennen muss, so kann sie kein Bedenken tragen, auch in den ursprünglichen, übersinnlichen Elementen, aus deren gesetzlicher Wechselwirkung sie den Schein der ausgedehnten Materie hervorgehen und die Welt sich auferbauen lässt, den Funken dieses inneren Lebens schon regsam zu denken. Nicht so freilich, als könnte sie die Macht des Geistes als einen belebenden waltenden Hauch, als einen Lichtnebel fassen, der die Natur durchwogte, sondern sie löst dies schwebende Wesen in eine unzählbare Menge scharf begrenzter, strahlender Punkte auf, deren jeder unteilbar in sich selbst eines der wechselwirkenden Atome bildet, die in Wahrheit die thätigen Ursachen der Erscheinung sind. Nicht von dem gestaltlosen Wirbel einer Bewegung, welche die Atome äusserlich gegen einander treibt, erwarten wir aus dem Stegreif die sinnigen Formen krystallisieren zu sehen, welche die Natur füllen: nicht so, als wäre mit dem Aufhören des Stosses, der tausend träge und geduldige Bestandteile zu einer ihnen allen gleichgültigen Berührung trieb, der Aufbau eines organischen Keimes oder auch nur einer unorganischen Gestalt beendigt. Hier, wie im geistigen Leben, gilt uns jener äussere Antrieb nur als eine Veranlassungsursache, die verschiedene Wesen einander so weit annähert, dass eines in den Wirkungskreis des anderen fällt; die innere Kraft beider und die nun aufwachende lebendige Beziehung ihrer Naturen ist es, die den weiteren Fortgang der Entwickelung bestimmt und ihn zu viel grösserem Reichtum der Form und zu unendlich grösserer Tiefe des Sinnes leitet, als wozu jener ärmliche Anstoss der äusseren Bewegung für sich allein jemals genügt hätte. Was die Dinge

an sich selbst sein mögen und wie sie im Sinne haben, auf einander zu wirken, das ist ihre eigene Sache, und keine mechanische Theorie kann im voraus die Tiefe ihres Wesens ermessen und ihnen vielleicht nur einige wenige Eigenschaften, nur wenige einfache Wirkungsformen mit Ausschluss anderer zugestehen wollen. Erst in dem Augenblicke, wenn diese Eigenschaften und Wirkungsweisen als Grössen, und zwar als solche Grössen auftreten wollen, die auf einen gemeinsamen Massstab der Einheit zurückführbar sind, erst dann wird der Mechanismus dem an sich nicht durch ihn bestimmbaren Wesen der Dinge bemerkbar machen dürfen, dass es mit diesem Schritte sich für die Zukunft gebunden hat, und dass ihm der Wert und die Endform seiner Wirkungen von jetzt an durch die allgemeinen Gesetze zugemessen werden, die überall das Ergebnis jeder bestimmten Beziehung zwischen Grössen beherrschen. Nur die Fähigkeit, durch die Umstände innerlich zu leiden und aus diesem Leiden mit vernünftiger Notwendigkeit bessernde Rückwirkungen zu entwickeln, haben wir den körperlichen Elementen zuzugestehen, um zu begreifen, wie auch aus ihrem chaotischen Zusammenkommen organische Gestalten von sinnvoller Bildung hervorgehen, nicht plötzlich und auf einmal fertig, sondern als Erzeugnisse einer langen und ernsthaften Arbeit der Wechselwirkung, so wie noch jetzt die Natur keines dieser Geschöpfe fertig geboren werden lässt, sondern jedem zumutet, sich auf einem langen, mühsamen Bildungswege aus seinem Keim zu entwickeln. Zerfällt endlich die Anzahl der Geschöpfe in eine Stufenreihe von Gattungen und Gruppen, so bedarf es nur der Voraussetzung, dass die Elemente selbst keine unermessliche Mannigfaltigkeit, sondern nur eine endliche Anzahl von Unterschieden in sich schlossen; dann musste auch durch ihre Kombinationen und deren Entwickelung hindurch eine Vielheit gleichartiger Züge und vergleichbarer Formen des Geschehens sich erhalten. Nur eines scheint bis zuletzt der mechanischen Ansicht unerreichbar, der Gedanke einer Bestimmung. Solange wir aber einen Grund der Welt verehren, wissen wir uns aufgenommen in einen grossen Weltbau, der in dem Zwecke einer Absicht gipfelt. Mitthätige Arbeiter an diesem Bau fänden wir in der Bestimmung, die er uns auferlegte, die Rechtfertigung unseres Daseins und die Richtschnur unserer Bestrebungen. Eine Welt, die aus unzähligen Anfängen zusammenrinnt, hat kein Ende und keine Aufgaben; überall muss in ihr die Thatsache herrschen und das Thatsächliche im Recht sein, während all unser menschliches

Empfinden sich von der Verpflichtung gebunden weiss, noch nicht vorhandenes Ideales zu verwirklichen. Die mechanische Ansicht weiss nicht davon zu erzählen, dass eine weise Absicht das Gefühl sittlicher Verpflichtung und die Musterbilder sittlicher Ideale in die lebendigen Seelen gelegt habe, und sie verwickelt sich darum nicht in die Schwierigkeit der Frage, wie mit dieser absichtlichen Stiftung des Keimes die unzähligen Hindernisse zusammenstimmen, die der Weltlauf seiner Entwickelung entgegenstellt. Sie weiss nur, dass auch diese inneren Regungen mit zu dem thatsächlichen Bestande gehören, welcher die Natur der Seele ist, und indem sie den sittlichen Trieb als eine jener Kräfte betrachtet, die zu gegenseitiger Begegnung und Bekämpfung in den Verlauf der Dinge eintreten, verlangt sie nicht, dass alle übrigen Umstände ihm entgegenkommend sich fügen sollen, aber sie vertraut darauf, dass er in der Wechselwirkung aller sich gleichfalls werde geltend machen.*)

In jeder Gestalt, die ein System bewegter Elemente angenommen hätte, zwar mit den mechanischen Bedingungen des Wirkens übereinstimmend, würde es doch aufhören können, zugleich dem Muster angemessen zu sein, zu dessen Nachbild es bestimmt war. Nun steht dem einzelnen Geschöpf frei, unter solchen Verhältnissen zu Grunde zu gehen, d. h. seinem früheren Begriffe entsagend, in andere Formen des Daseins sich zu verwandeln. Die Elemente gelten uns für lebendige Teile des lebendigen Einen; in jedem Augenblicke nicht nur in tausend Beziehungen zu anderen befindlich, leiden sie vielmehr von diesen Beziehungen. Die Wissenschaft glaubt in jener Welt der Bewegungen nicht die wahrhafte Wirklichkeit, nicht jenes Letzte zu besitzen, worauf es in allem Dasein ankommt, in aller Schöpfung es abgesehen ist, sondern aller Mechanismus gilt auch ihr für nichts weiter als für die Sammlung aller Vermittelungsformen, in denen Gottes Wille beschlossen hat, das unbekannte Innere der geschaffenen Wesen auf einander wirken zu lassen und alle ihre Zustände zu dem unübersehbaren Zusammenhange einer Weltgeschichte zu verbinden. Nirgends ist der Mechanismus das Wesen der Sache; aber nirgends giebt sich das Wesen eine andere Form des endlichen Daseins als durch ihn. Sowie wir nicht andere Götter haben neben Gott, so bedürfen wir ausser dieser allgemeinen Wirkungsform der Natur nicht anderer.**)

*) Mikr. II 24—43.
**) Mikr. I 449—451, II 51 f.

Aber Lotze hat nicht umsonst in der Endzeit der idealistischen Tragödie deutscher Spekulation von Fichte, Schelling, Hegel gelebt, sondern hat die Ueberspannung in der Katastrophe erkannt, ja den Schluss derselben herbeizuführen beigetragen, indem er nach dem Kantschen transcendentalen X, nach dem objektiv-realen Hintergrunde, dem wahren Correlatum zu den subjektiven Erfahrungen suchte. Lotze ist kurz gesagt einer der ersten der Zeit und Bedeutung nach, welche die ideal-realistische Vermittelung nach Kant durchführten.

Das wahre Wesen der Dinge besteht eben doch darin, als was sie uns erscheinen, und alles, was sie sind, ehe sie uns erscheinen, ist nur die vermittelnde Vorbereitung für diese endliche Verwirklichung ihres Wesens selbst. Die Schönheit der Farben und der Töne, Wärme und Duft sind es, was die Natur hervorzubringen und auszudrücken ringt und für sich allein nicht zu erreichen vermag; sie bedarf dazu als des letzten und edelsten Werkzeuges eben des empfindenden Geistes, der allein im stande ist, dem stummen Streben Worte zu geben und in der Pracht der sinnlichen Anschauung zu heller Wirklichkeit zu beleben, was alle jene Bewegungen und Gebärden der äusseren Welt fruchtlos zu sagen sich bemühten. In der lebendigen Beseelung alles Seienden allein fände sich die Möglichkeit, dem Sinnlichen eine Wirklichkeit unter uns zu verschaffen, indem ihm eine Wirklichkeit im Inneren der Dinge gegeben wird und diese selbst sich geniessen und empfinden. Fruchtlos bleibt jeder Versuch, das, was nur als innerer Zustand irgend eines Empfindens denkbar ist, als eine äusserliche Eigenschaft an empfindungslose Dinge zu heften. Wie wir auch durch Gedanken das Wesen der Dinge nachbilden wollen, allemal zeigt sich das Nachbild als blosses Bild der Sache. Es fehlt immer der feste, unauflösliche Kern von Realität, an dem oder in dem oder um welchen herum oder aus dem hervorgehend sich die einzelnen inhaltsvollen Zwecke des Bildes zu einer haltbaren Existenz verdichten liessen. Das Reale ist nichts anderes als die auf unbegreifliche Weise in der Form wirkungsfähiger Selbständigkeit gesetzte Idee. Es ist wohl möglich, dass dem ganzen Geiste das, was die Dinge sind, nicht unerlebbar ist, und dass es doch dieser einzelnen Form seiner inneren Thätigkeit, dem Denken, durchaus unfassbar bleibt.*)

*) Mikr. I 397 f. II 159—169.

Nicht besteht zuerst ein vorweltlicher Rechtkodex absoluter Mechanik nebst einem eisernen Bestande realer Elemente, und dann käme eine ordnende Macht und sähe zu, wieviel sich mit diesen Hilfsmitteln anfangen liesse, sondern das erste ist immer die lebendige Natur des Wirklichen, jenes Einen, dessen Wesen, wenn es dafür den Versuch einer menschlichen Auffassung geben soll, nur durch den Sinn eines Gedankens ausdrückbar sein würde. Aus diesem Sinne folgte, aber nicht vorher ging ihm wie eine Bedingung, die Grundlage allgemeinster Gesetze, die es sich für all sein Thun giebt. Was die Beziehungspunkte betrifft, durch deren veränderliche Relationen der Gedanke sich verwirklicht, so ist zuerst zu behaupten, dass ihre Anzahl weder schlechthin endlich noch unendlich, überhaupt gar nicht konstant ist, sondern in jedem Augenblicke nur vollständig diejenige, welche die Verwirklichung jenes Gedankens verlangt und seine lebendige Wirksamkeit hervorbringt. Mit dieser Voraussetzung unräumlicher Elemente beseitigen wir die einzige Schwierigkeit, die uns hindern könnte, jenem Gedanken eines inneren geistigen Lebens nachzuhängen, welches alle Materie durchdringe. Die unteilbare Einheit jedes dieser einfachen Wesen gestattet uns, in ihm eine Zusammenfassung der äusseren Eindrücke, die ihm zukommen, zu Formen der Empfindung und des Genusses anzunehmen. . . . Kein Teil des Seienden ist mehr unbelebt und unbeseelt, nur ein Teil des Geschehens, jene Bewegungen, welche die Zustände des einen mit denen des anderen vermitteln, schlingen sich als ein äusserlicher Mechanismus durch die Fülle des Beseelten und führen allem die Gelegenheiten und Anregungen zu wechselnder Entfaltung des inneren Lebens zu.

Jene Beziehungen, in denen das Sein der Dinge zu bestehen schien, sind nichts anderes als die unmittelbaren inneren Wechselwirkungen selbst, welche die Dinge unablässig austauschen. Ausser den Dingen und dem, was in ihnen vorgeht, giebt es nichts in der Wirklichkeit. Alles, was wir als blosse Beziehung ansehen, alle jene Relationen, die sich durch die völlige Leere eines Zwischen-den-Dingen zu spannen scheinen, sodass in sie hinein das Wirkliche treten konnte, bestehen nur als Bilder, die unser Vorstellen sich für sich erzeugt. Nur die Alternative bleibt, entweder wir schreiben allen Dingen, sobald sie ausser uns realiter sein sollen, den allgemeinsten Charakter des geistigen Lebens, nämlich irgend eine Form des Fürsichseins zu, oder wollen wir diese Beseelung aller Dinge nicht zugeben, so können sie auch

realiter ausser uns nicht sein. Denn was nicht für sich selbst ist, dessen Begriff lässt sich auf gar keine haltbare Weise von dem Begriffe einer blossen Aktion oder eines blossen Zustandes der unendlichen Substanz unterscheiden, die wir als die Grundlage aller endlichen Wesen gefunden haben.*)

Gewiss mit Unrecht wendet sich die Naturwissenschaft ganz von den ästhetischen und religiösen Gedankenkreisen ab, die man ihr als eine höhere Auffassung der Dinge überzuordnen liebt. Sie vergisst, dass ihre eigenen Grundlagen, unsere Vorstellungen von Kräften und Naturgesetzen, noch nicht die Schlussgewebe der Fäden sind, die sich in der Wirklichkeit verschlingen. Auch sie laufen vielmehr für den schärferen Blick in dasselbe Gebiet des Uebersinnlichen zurück, dessen Grenzen man umgehen möchte. Die mechanische Naturauffassung, alle Erweiterungen unserer Erkenntnis haben weder die Poesie aus der Welt getrieben, noch haben sie unsere religiösen Ueberzeugungen anders als förderlich berührt. Sie haben uns genötigt, was in anschaulicher Nähe uns verloren ging, mit grösserer geistiger Anstrengung in einer übersinnlichen Welt wiederzufinden. Grosse Umwälzungen der religiösen Ansichten haben für die Entgottung des gesamten Weltbaus, welche die kosmographischen Entdeckungen vollzogen haben, überreichen Ersatz dargeboten. Und doch liegt der eigentliche Grund aller Gewissheit und Zuversicht gar nicht hier, nicht in diesen theoretischen Ueberzeugungen, am wenigsten da, wo unsere Aufklärung ihn sucht, in dem πολυθρυλλητον naturwissenschaftlicher Weisheit, sondern doch nur, wo er zu aller Zeit nicht blos gesucht, sondern gefunden wurde, in der Evidenz eines religiösen Glaubens, zu welchem die Betrachtung unseres ganzen Lebens immer, die seiner blos physischen Seite nicht immer zurückführen wird.**)

Eine unausfüllbare oder bisher wenigstens niemals ausgefüllte Kluft scheidet für unsere menschliche Vernunft die Welt der Werte von der Welt der Gestalten, und wie lebhaft unser empfängliches Gemüt aus den vorhandenen Formen der Natur den Wert ihrer sittlichen Bedeutung herausfühlen mag: ebenso wenig vermögen wir aus dem Bewusstsein der höchsten Werte die Notwendigkeit zu erweisen, mit welcher sie in diese und in keine anderen Formen der Natur sich gestalten mussten. Mit der festesten Ueberzeugung von dem Vorhandensein dieser ungeschiedenen Einheit

*) Met. 160. 462 f. D. Met. 83. Mikr. I 405 f.
**) Kl. Sch. III, 1. 305–312.

zwischen beiden vereinigen wir den bewusstesten Glauben an die Unmöglichkeit ihrer Erkenntnis. Wie ungeschickt ist doch die Sinnlichkeit zu ihrer Aufgabe, die Natur der Dinge oder doch wenigstens die wahre Aussenseite ihres Wesens wiederzugeben, wie völlig schwankend wird dadurch auch die Hoffnung, dass die Erkenntnis ihr Inneres durchdringen werde. Ueberall im Irrtum eingeschlossen, können wir unsere sinnliche Wahrnehmung nur eine fortgesetzte Sinnestäuschung nennen.*)

Wenn ihr bedauert, dass die Pracht der sinnlichen Welt verloren gehen soll, was hindert euch doch, sie vielmehr festzuhalten und euch des Umstandes zu erfreuen, dass es Wesen in der Welt giebt, deren Inneres durch den Andrang jener Bewegungsformen zu so schönen Rückwirkungen zur Entfaltung einer hellen Farben- und Tonwelt sich anregen lässt? Was endlich nötigt euch, in die weit minder erfreuliche Tiefe zu gehen, diesen schönen Schein hinwegzuscheuchen und euch nach dem wahren Anblick des tragenden Gerippes zu sehnen, dessen Starrheit seine weichen Umrisse verhüllen? In unserem Bewusstsein ist eine mannigfache Welt der Vorstellungen vorhanden, in deren Erzeugung wir uns von unbekannten, ausser uns gelegenen Bedingungen abhängig finden. Für jeden einzelnen hat daher das Vorstellen die Aufgabe, wahr zu sein, aber doch nur in dem Sinne, dass es jedem die gleiche Welt vorhalte, die es anderen zeigt, und dass nicht eine individuelle Täuschung uns aus der Gemeinschaft mit den übrigen Geistern ausschliesse, indem sie uns eine Reihe äusserer Beziehungspunkte vorspiegelte, an denen wir nie mit der Thätigkeit der anderen uns berühren können, weil sie für niemand als für uns vorhanden sind. Unbestimmt bleibt es dabei gänzlich, ob die Welt, deren Anschauung wir übereinstimmend durch unsere Vorstellungen erhalten, für alle ein gleicher folgerechter Irrtum ist, oder ob das, was wir zu sehen glauben, in der That die eigene Gestalt der Aussenwelt abbildet, von deren Einwirkungen wir uns abhängig fühlen... Sowie wir jede Blüte nach ihrem eigenen Farbenglanz und Dufte schätzen, ohne zu verlangen, dass sie die Gestalt ihrer Wurzel abbildend wiederhole, so müssen wir auch diese innerliche Welt der Empfindungen nach ihrer eigenen Schönheit und Bedeutung schätzen, ohne ihren Wert an der Treue zu messen, mit der sie das Geringere wiederbringt, auf dem sie beruht. Wenn es sich fragt,

*) Mikr. I 393 f. 448. III 181.

wie aus der Hand desselben Gottes, der die innerliche Heiligkeit der sittlichen Welt gründete, dieses Spiel der Planeten, diese Schönheit der Erde mit der fröhlichen Formenfülle ihrer Pflanzen und Tiere und mit der starren Notwendigkeit des darunterverhüllten Mechanismus hervorgehen konnte: wie leicht ist es doch dann und zugleich wie ärmlich, in Gott etwas zu sehen, was noch nicht Gott selbst ist, einen dunklen Grund in ihm, der zu dem stoffartigen Stamme der Natur auswachse, überwölbt von der lichteren Entwickelung des anderen, was in Gott mehr er selbst wäre. Mit so kümmerlichen Behelfen täuscht man den Ernst der Frage hinweg und sagt weniger als der bescheidene Ausdruck des natürlichen Gemütes, welches einfach in einer unerforschlichen Weisheit Gottes den Grund aller endlichen Gestaltungen sieht. Es (Med. Ps. 147) existiert eben nicht Reales als solches, als Stoff, woraus Dinge geschaffen werden, im Gegensatz zu dem Idealen, dem Stoffe, aus dem nur Gedanken entstehen könnten. Es giebt vielmehr nur Realität, d. h. eine gewisse Weise der Existenz, darin bestehend, dass etwas als unabhängiger Mittelpunkt von Wirkungen sich darstellt, die es ausübt oder erleidet. Sein ist wirklich eine fortwährende Energie, eine Thätigkeit oder eine Leistung der Dinge, nicht ein Schicksal passiver Gesetztheit, das ihnen zugestossen ist. Von den allgemeinen Ergebnissen der heutigen Entwickelung der Naturwissenschaften darf man eine allmähliche, steigende, günstige Einwirkung auch auf die Wissenschaften hoffen, welche die Erfahrung überfliegend und das wahre Sein, Gott und göttliche Dinge suchend, frühzeitg einen Schatz wertvoller Gedanken errangen, aber seit Jahrtausenden diesen früheren Erwerb nur unbeträchtlich zu vermehren im stande gewesen sind, und nicht minder mag an diesem Fortschritt die Lebensweisheit teilnehmen, welche die notwendigen Zielpunkte unseres Handelns, die verpflichtenden Gebote des Gewissens, die wünschenswerten Gestaltungen des menschlichen Zusammenlebens überlegt. Keiner der vorstehenden Gedanken Lotzes widerspricht dem Christentum. Beide lehren eine Schöpfung, deren Mechanismus nur den höheren Interessen einer Geisterwelt dient. Freilich ist's ein Christentum des Geistes, welches den Anthropomorphismus der ersten beiden Kapitel der Genesis nicht für Theologie ansieht, sondern eben als anthropomorphisch-symbolische Verdeutlichung des religiösen Gedankens von der innigen Beziehung zwischen Schöpfer und Geschaffenen.

3. Kapitel.

Der Mensch.

Die Dinge sind doch immer das, als was sie sich behaupten; es verlohnte sich nicht der Mühe, etwas zu werden, wenn man immer nach dem geschätzt werden sollte, woraus man es geworden ist.

Kann aus denjenigen Eigenschaften, um derenwillen wir die Materie Materie nennen, das Auftreten eines geistigen Zustandes nicht abgeleitet werden, was hindert uns, in den körperlichen Elementen noch neben jenen Eigenschaften einen Schatz inneren Lebens anzunehmen, der unserer Aufmerksamkeit sonst entgeht und eben nur in dem, was wir geistiges Leben nennen, Gelegenheit zur Aeusserung findet? Aber eben ein Doppelwesen würde dieser empfindende und strebende Stoff immer bleiben. Immer bleibt der Sprung zwischen dem letzten Zustande der materiellen Elemente, den wir erreichen können, und zwischen dem ersten Aufgehen der Empfindung gleich gross . . . Auf der Anerkennung dieser völligen Unvergleichbarkeit aller physischen Vorgänge mit den Ereignissen des Bewusstseins hat von jeher die Ueberzeugung von der Notwendigkeit geruht, eine eigentümliche Grundlage für die Erklärung des Seelenlebens zu suchen. Kein Bedenken allgemeiner Art darf uns abhalten, für die beiden grossen und geschiedenen Gruppen des physischen und des geistigen Geschehens ebenso geschiedene und auf einander nicht zurückführbare Erklärungsgründe anzunehmen. Alles, was wir als Thätigkeit oder Wirksamkeit der Materie denken können, bringt nicht aus sich selbst das geistige Leben hervor, sondern veranlasst nur sein Hervortreten durch die Anregung zur Aeusserung, die es einem anders gearteten Elemente zuführt.

Der Mensch ist ebenso durch den einförmigen Ablauf naturgesetzlichen Geschehens entstanden, nicht durch ein Hereingreifen besonderer Kräfte: denn wie werden Elemente, die durch eigene Natur und ohne Gottes Auftrag zur Ausübung gewisser Wirkungen befähigt sein sollen, nachher noch in die Abhängigkeit von göttlicher Lenkung geraten? Werden sie nicht jedem Ansinnen des göttlichen Willens, zu wirken, was nicht in der Folgerichtigkeit ihres Wesens von selbst liegt, allen Widerstand entgegensetzen, den nicht blos die Trägheit eines leidenden, sondern auch das selbständige Entgegenstreben eines wirkungsfähigen Wesens leisten kann? Und wie anders sollte dieser Widerstand gebrochen werden,

wenn nicht zuletzt dadurch, dass ein höherer Gesetzkreis, für Gott und die Dinge zugleich gültig, beide umfasste und unter bestimmten Bedingungen dem Willen Gottes ein bestimmtes Mass der Folgsamkeit von seiten der Dinge sicherte? Und wenn wir für die Geschichte des geistigen Lebens uns jene Freiheit vorbehalten, deren es zu bedürfen scheint, überspannen wir unsere Forderungen noch einmal, über unser leibliches Dasein, nicht einmal mehr unseren Ursprung gönnen wir jener verhassten Naturnotwendigkeit. Viel lieber leiten wir ihn von dem Worte ab: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Selbst in dieser Form eines Einfalls ist uns die göttliche Schöpferthätigkeit verständlicher und vertrauter, sie scheint uns wärmer und lebendiger, unser eigenes Dasein edler und glücklicher begründet, als wenn eine rastlos folgerichtige Entwickelung uns zusammen mit der übrigen Natur hervorgebracht hätte. In dieser Unterscheidung liegen allerdings wahre Bedürfnisse unseres Geistes; aber das Obige sind falsche Grenzbestimmungen. Das Leben des Menschen, wie es noch verläuft, zeigt uns die Erfahrung überall da, wo es in Beziehung zur äusseren Naturordnung tritt, auch völlig den Geboten derselben unterworfen. In dem Verlaufe unserer Vorstellungen, unserer Gefühle und Begehrungen treten so deutlich und unverhüllt die Spuren einer allgemeinen Gesetzmässigkeit hervor, dass nie eine Ansicht gewagt hat, auch diese Ereignisse dem Gebiete einer mechanischen Notwendigkeit zu entziehen. Eine weiter fortgeschrittene Untersuchung würde vielleicht dieses Bedenken beseitigen und uns zeigen können, wie wenig wir Grund haben, diese Vereinigung von Freiheit und Mechanismus in dem Wesen der Seele zu scheuen; aber gewiss kann am Anfange der Betrachtung die offenbare Geltung allgemeiner Gesetzlichkeit in dem grösseren Teile unseres inneren Lebens dem Glauben an die unbeobachtbare Freiheit in einem kleineren nur entgegen sein. Aber ebenso wenig überzeugt doch die Erfahrung uns von ihrem Nichtvorhandensein. Alle Thatsachen beweisen nur, dass die Veränderungen körperlicher Elemente ein Reich von Bedingungen darstellen, an welchen Dasein und Form unserer inneren Zustände mit Notwendigkeit hängt, aber sie beweisen nicht, dass in jenen Veränderungen die einzige und hinreichende Ursache liegt, welche aus eigener Kraft und ohne die Mitwirkung eines ganz anderen Prinzips zu bedürfen, die Mannigfaltigkeit des Seelenlebens aus sich allein erzeugt. Die Freiheit für unser inneres Leben bleibt gewahrt. Seine Anregungen von der Natur

empfangend und in seinen Rückwirkungen an ihre Hilfsmittel gebunden, ist das geistige Leben nicht unmittelbar selbst ein Bestandteil der Naturordnung. Zwischen jenen Anregungen und diesen Rückwirkungen liegt als ein Gebiet eigentümlicher Art die innere Verarbeitung der gewonnenen Eindrücke. Die Entstehung der lebendigen Geschöpfe und mit ihnen die des menschlichen Geschlechtes fassen wir unbedenklich als eine notwendige Folge, die in einem bestimmten Zeitpunkt der Gestaltung der Erdrinde aus den damaligen Stellungen und Wechselwirkungen der Stoffe mit derselben einheimischen Notwendigkeit entsprang, welche jetzt nur noch Fortdauer und Wiedererzeugung des Lebendigen an die gegenwärtige Verteilung der Massen und ihre Wechselbeziehungen knüpft. Der Naturlauf aber ist nicht beschränkt auf die toten Stoffe, sondern setzt zugleich in seinen Elementen eine innere Regsamkeit voraus. Eines werden wir immer festhalten. Die schöpferischen Gewohnheiten des früheren Naturgangs werden gesetzliche Ergebnisse bleiben, einem Wirken entsprungen, das in seinem eigenen Verlauf durch die Erzeugnisse seiner früheren Augenblicke sich neue Grundlagen für die gesteigerte und reichere Wirksamkeit der späteren schafft. Entweder nach stets unveränderlichen Gesetzen wirkt die Natur von Anfang an, oder nach solchen, die selbst gesetzlich sich ändern, so wie der Thatbestand sich ändert, der unter ihrem Gebote entstanden ist, die mithin als regelmässige und gesetzmässige Funktionen ihrer eigenen Resultate zu betrachten sind. Völlig unbeantwortbar sind dagegen die besonderen Fragen der Neugier nach dem anschaulichen Verlauf der Vorgänge, durch welche allmählich der Bau der organischen Geschöpfe und die Entstehung des Menschen zu stande kam. Der lebende Körper ist ein Mechanismus und unterscheidet sich von allen anderen Mechanismen dadurch, dass in ihm ein Prinzip immanenter Störungen aufgenommen ist, die durchaus keinem mechanischen Gesetze ihrer Stärke und Wiederkehr folgen. Soweit aber die Seele unbewusste Substanz ist, so unterliegt sie dennoch den allgemeinen mechanischen Voraussetzungen für jede Materie.*)

Die Schwierigkeiten der menschlichen Bildungsanfänge liegen gar nicht darin, dass in einer einzelnen Seele sich ein zusammenhängendes Ganze geistigen Lebens entwickelt, sondern darin, dass solche Entwickelungen, in verschiedenen Seelen geschehend, zur Gestaltung eines intellektuellen Gemein-

*) Mikr. I 163—168. III 7—15. Kl. Sch. I 172. 204.

besitzes zusammentreffen. Und hier täuscht man sich offenbar, wenn man in dem Bilde organischer Entstehung die Aufklärung sieht. Alle Hoffnung der Erziehung und alle Arbeit der Geschichte gründete sich auf die Ueberzeugung von der Lenkbarkeit des Willens durch das Wachstum der Einsicht, durch die Veredelung der Gefühle und die Verbesserung der äusseren Lebensbedingungen. Darin hauptsächlich beruht der Unterschied menschlicher Entwickelung von dem Dasein der Tierwelt, dass die tierische Seele durch wenige Wahrnehmungen aus dem Stegreif zu plötzlichen und fragmenterischen Regungen gereizt wird, während der menschliche Geist, weit weniger von Natur mit ihres Zieles gewissen Trieben ausgerüstet, eine reichhaltige Menge von Erfahrungen zuerst lernend einsammelt und aus ihrer ruhigen Verarbeitung allmählich sich die Beweggründe zu einem zusammenhängenden Handeln bildet.

Dass ein Urzustand sittlicher Heiligkeit und tiefsinnigster Weisheit dem geschichtlichen Leben vorangegangen sei, und dass alle Folgezeit nur in dem Verfall dieser Herrlichkeit und in dem Kampfe gegen diesen Verfall bestehe, eine so völlig umgekehrte Anschauung der Geschichte hat in der Gegenwart schwerlich Vertreter. Die Sagen der Völker von einem Abfall aus besserem Dasein beweisen, dass einem Geiste noch ganz anderes glaublich ist als jener Fortschritt, der nichts Verlorenes zu beklagen hat, sondern alle Güter eigenhändig erst hervorzubringen beschäftigt ist. Aber die geschichtliche Untersuchung, wie weit sie auch vordrang, ist dem irdischen Vorhandensein eines idealen Urzustandes nicht näher gekommen, und sie hat es kaum bestreitbar gelassen, dass allerdings unsere Bildung aus einfachen und einheimischen Anfängen auf dem Wege einer allmählichen, mehrfach unterbrochenen Entwickelung emporgewachsen ist. Von dem Umgange mit Engeln, die in sichtbarer Gestalt auf Erden gewandelt, wird niemand die Erziehung der Menschheit beginnen lassen. Aber eine verborgenere, obgleich ebenso unmittelbare Einwirkung der Gottheit auf den Geist der Menschheit kann vielleicht diese unanwendbare Vorstellung ersetzen. Einmal sollen dann in der Urzeit die allgemeinen Gesetze des Seelenlebens andere gewesen sein, oder aber doch die Stimmung, Neigung, Empfänglichkeit und Strebungen der Seele. Beides ist doch mindestens sehr unwahrscheinlich. Gewiss eigentümlich mag die Gemütswelt in der Urzeit gewesen sein, aber wir wissen nichts davon. Dasselbe Bedenken ist gegen eine Ansicht

zu richten, die vorzugsweise in dem religiösen Leben oder in der Gegenwart Gottes im gläubigen Bewusstsein den Mittelpunkt jenes urzeitlichen Gemütszustandes sucht: Sie ist gleich dunkel. Aber was bezweckt die Entwickelung des Einzelnen, wenn kein Zweck für die Menschheit sich aufzeigen lässt? Ohne Zweifel ändert sich im Verlauf der Geschichte auch die Form der Entwickelung, die der Einzelne erlebt. Aber sie ändert sich keineswegs in der Weise, dass jedem Späteren eine um so reichere und um so bewusstere Uebersicht des Bildungsganges der Menschheit zuteil würde, je länger bereits die Vorzeit sich bemüht hat, die einzelnen Stufen desselben zu überwinden. Nur die fertigen Ergebnisse treten als eine grosse Summe von Vorurteilen, deren Begründung vergessen ist, in die Bildung des Späterkommenden ein. Die Ansicht, dass die Geschichte der Menschheit nur die Verwirklichung ihres eigenen Begriffes sei, ist zu kalt, zu abstrakt, und befriedigt kein warm empfindendes Gemüt. Vor allem kann sich mit jenem geheimnisvollen Zusammentreffen des Entwickelungsbedürfnisses der Idee mit den Ergebnissen der von ihm unabhängigen Strebungen der Einzelnen nur begnügen, wer die Geschichte als Rätsel verehren, aber nicht die Lösung suchen will. Wer, was oder wo befindlich ist dieser „Geist der Menschheit"? Recht eigentlich einen Stein statt des Brotes giebt uns diese Ansicht mit ihrer Geringschätzung des individuellen Lebens gegenüber der Entwickelung der Idee.*)

Alle Elemente der Natur haben neben jenen Eigenschaften, durch die sie sich als Materie darstellen, zugleich ein inneres Leben psychischer Art, das mit jenen Eigenschaften in irgend einem, hier nicht weiter zu verfolgenden Verhältnisse steht. Die Entwickelung dieser Anlage zum geistigen Dasein aber hängt von der Einwirkung günstiger Bedingungen ab, die sich uns unter der Form körperlicher Organisation darstellen. Alle Teile eines organisierten Leibes haben, jeder nach seiner Situation, einen bestimmten Grad dieses geistigen Lebens, nur ein Teil aber, an den günstigsten Punkt der Organisation gestellt, empfängt alle Anstösse des Aeusseren so geordnet und vermag so auf alle reizbaren Teile des Körpers zurückzuwirken, dass er als das beherrschende Element dieses Ganzen sich verhält. Es ist das Bild einer geselligen Ordnung vieler Wesen, unter welchem wir jetzt die lebendige Gestalt und ihr geistiges Leben auffassen. An

*) Mikr. III 27—36. 56—58. 61—78. 175 f.

einen bevorzugten Punkt der Organisation gestellt, sammelt die beherrschende Seele die unzähligen Eindrücke, die ihr eine Schar wesentlich gleichartiger, aber durch die geringere Bedeutung ihrer Natur minder begünstigter Genossen zuführt. Die Seele ist eine in bestimmten Vorstellungen, Gefühlen und Strebungen lebende Einheit, der Körper eine verbundene Vielheit anderer Wesen. Aus der Wechselwirkung dieser beiden weder identischen noch zusammenhangslosen Parteien geht das geistige Leben hervor, seiner Möglichkeit nach begründet in der eigenen Natur der Seele, aber zur Wirklichkeit erregt durch die Einwirkungen der Aussenwelt.

Unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes ist diese mir immer als die seltsamste erschienen, dass er dahin kommen konnte, sein eigenes Wesen, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln, oder es sich als Erzeugnis einer äusseren Natur wiederschenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, nur durch das vermittelnde Wissen eben des Geistes kennen, den wir leugneten.*)

Es unterliegt keinem Zweifel, dass der abenteuerliche Gedanke einer unendlichen Präexistenz der Seelen, unter welcher Form er auch auftreten mag, ebenso sehr zurückzuweisen ist wie die notwendig unendliche Fortdauer aller, und dass beiden gegenüber ein Werden und Vergehen der Seelen im allgemeinen stattfinden muss. Nichts kann uns hindern, die Sterblichkeit der Seelen im allgemeinen zu behaupten. Aber es kann sein, dass die zurücknehmbare Position einer Seele im Laufe der Welt dennoch nicht zurückgenommen wird, und dass die Gnade der Idee ein Dasein ins Unendliche aufrecht hält, das aus eigener Machtvollkommenheit seiner Natur darauf kein Anrecht hat. Ist in der Entwickelung eines geistigen Lebens ein Inhalt realisiert worden von so hohem Werte, dass er in dem Ganzen der Welt unverlierbar erhalten zu werden verdient, so werden wir glauben können, dass er erhalten werde. Ist nichts in der Seele zu stande gekommen, was eine individuelle Fortdauer erheischte, so dürfen wir glauben, dass sie zu Grunde geht. Weder ob alle Tierseelen vergänglich, noch jede menschliche unvergänglich, wissen wir, wir glauben, dass jedem Wesen geschehen werde nach seinem Recht! Ebenso wie die Fortdauer nach dem Tode ist das Dasein der Seele vor der Geburt dieses irdischen Lebens kein Gegenstand unserer menschlichen Kenntnis. Der organische Leib erzeugt

*) Med. Psych. 52. Met. 486—492. Mikr. I 296.

sie freilich nicht aus sich selbst; noch weniger aber entsteht sie aus dem Nichts; sondern aus der Substanz des Unendlichen geht sie mit gleicher Wesenhaftigkeit hervor, wie aus demselben Quell alle Wirklichkeit der Natur entsprang. Auch die still fortschreitende Bildung des organischen Keimes ist ein Geschehen im Innern des Ewigen. So lässt die folgerichtige Einheit des unendlichen Wesens durch dies eine innerliche Ereignis der physischen Entwickelung sich dazu erregen, aus sich selbst auch die Seele hinzuzuerzeugen, die dem werdenden Organismus gebührt. Nicht aus diesem Mittelpunkt der schaffenden Kraft entsteht wieder die Seele als ein neues zweites Element, um äusserlich dem Körper sich zu verbinden, den es aufsuchte; ungeschieden der Zeit und dem Raume nach entfalten sich diese beiden Schöpfungen, in deren gleichzeitiger Entwickelung das Unendliche nur die innere Wahrheit seines eigenen Wesens ausdrückt. Wie das Unendliche mit selbstgewählter Konsequenz jede körperliche Organisation die notwendige Folge ihrer Erzeuger sein lässt, so wird es auch in der Schöpfung der Seelen einem selbstgegebenen Gesetze folgen, durch welches auch ihre aufeinanderfolgenden Geschlechter in die Abstufungen einer innerlichen Verwandtschaft verflochten werden. Nicht durch Teilung wird die Seele der Eltern sich zersplittern in die Seelen der Kinder, aber die Ahnung bleibt uns, dass die schaffende Hand des Unendlichen das geistige Bild der Erzeuger in diesen wiedererzeuge und auch innerlich die Wesen sich nahe stehen lasse, welche sie am nächsten für das äusserliche Leben mit einander verkettet hat. Nur die Ahnung davon bleibt uns; mit tausend Beispielen belehrt uns auch hier die Erfahrung von der Unerforschlichkeit dieser Wege Gottes.*)

Es ist unsere Meinung, dass jene Phase des Naturlaufes, in welcher der Keim eines physischen Organismus gestiftet wird, eine zurückwirkende Bedingung ist, welche den substantiellen Grund der Welt ebenso zur Erzeugung einer bestimmten Seele aus sich selbst anregt, wie der physische Eindruck unsere Seele zur Produktion einer bestimmten Empfindung nötigt. Zur Erzeugung der Seele wird der gemeinsame schöpferische Grund der Welt durch die zurückwirkende Kraft eines Momentes aus jenem Naturlauf genötigt, den er selbst geschaffen und dem er die Realisierung aller Zwecke überlassen hat. Was wir meinen, lässt sich sehr einfach aus-

*) Med. Psych. 163 f. Mikr. I 439–442.

drücken: Dass Gott zwar die Seele zu der beginnenden Organisation hinzuschaffe; aber in diesem Thun seiner Freiheit sich entäussernd lasse er sie stets der werdenden Organisation so anpassend hinzutreten, als wenn der physische Naturlauf, zurückwirkend auf eine allgemeine, geistige Substanz, aus dieser mit mechanischer Notwendigkeit ein Bruchstück auslöste und es so geformt, wie es der Plan des entstandenen Organismus verlangt, mit diesem als sein beseelendes Prinzip vereinigte. Der Stoff, aus welchem die neue Seele entsteht, liegt nicht in den Seelen der Eltern, sondern in der unerschöpflichen Substanz des Absoluten, aus dem sie entspringt, angeregt durch den Lauf der Generation. Aber ihrer Qualität nach geht sie aus den seelischen Naturen der Erzeuger hervor und aus den intellektuellen Beziehungen, aus der mehr oder minder edlen und intensiven Verschmelzung ihrer Seelen. Der sich bildende Keim hat nicht in die Ferne zu wirken, um aus irgend einer entlegenen Gegend des Himmels sich seine Beseelung zu erbitten, und die Seele hat nicht nötig, einen langen und beschwerlichen Weg, etwa aus dem unräumlichen Sein herkommend, zurückzulegen, um in den Mittelpunkt des Keimes zu gelangen, denn das Unräumliche ist jedem Punkte des Raumes gleich nahe wie jedem anderen. Wo also immer eine physische Organisationsbewegung sich entzündet, da ist zugleich das beseelende Prinzip gegenwärtig. Wie viele Rätsel in diesen Verhältnissen eine sittliche Weltanschauung auch noch finden mag, soviel ist uns gewiss, dass die Fortpflanzung des geistigen Lebens im letzten Grunde doch wieder nur aus Geistigem anhebt. Innere Bewegungen der Seele entscheiden darüber, wie viele der Keime, welche der physische Naturlauf erzeugt, zur Begründung eines neuen Seelenlebens führen sollen. An das gegenseitige Verhältnis beider Geschlechter knüpft sich näher oder entfernter fast der ganze Inhalt unseres Lebens, eine Fülle der edelsten Gefühle an, eine unendliche Tiefe liegt in ihm und: der in der Familie, ist Gott am nächsten. Aber die völlige Hingabe als Mittel, als Eigentum schädigt nur dann die Einzelpersönlichkeit nicht, wenn sie durch ebenso völlige und ausnahmslose Hingabe des anderen Teiles in Bezug auf alles, was die Seele bewegt, erwidert wird.

Jede augenblickliche Lage des Vorstellungslaufes scheint uns zwei Folgen zu haben: Die eine berechenbare, die sie vermöge der mechanischen Gesetze des inneren Lebens überall, in jeder Seele gleichartig erlangen könnte, eine andere unberechenbare, die aus der weiteren Einwirkung dieser ersten Folge selbst auf die Eigentümlichkeit gerade dieser Seele

hervorging. Unterscheidet man mit Rücksicht auf die Tierseelen zwischen Seele und Geist, so wäre zu sagen: Löst sich endlich die Gemeinschaft beider, so hat die vergehende Seele den Gewinn des Lebens und der Erfahrung längst in den Geist niedergelegt, der nun, für sich festhaltend, was er für sich nicht erwerben konnte, einem neuen Dasein in anderen Formen entgegenreifen mag.*)

Wir meinen, dass zwar die Thätigkeiten des Körpers zuerst die der Seele hervorrufen, dass aber das Leben der Seele, einmal erweckt, sich weit über die Grenzen des ersten Anstosses erstreckt und nach eigenen Gesetzen sich zu Ereignissen weiter entwickelt, die weder nach physischen Begriffen erklärbar sind noch eine Mitwirkung körperlicher Thätigkeiten erfordern oder gestatten. Wir geben ohne weiteres zu, dass es geistige Zustände giebt, die, obgleich leiblich angeregt, doch eine Strecke weit den kausalen Zusammenhang nach ihren eigenen, nicht nach physischen Gesetzen fortführen. So sichern wir der Seele wenigstens eine Freiheit von physischer Determination.**)

Gründe, welche zur Annahme einer Seele führen, sind:

1. Die Freiheit der Entschlüsse, des Handelns (siehe unten);
2. die Unvergleichbarkeit aller inneren Vorgänge mit denen des Raumes (siehe oben);
3. die Einheit des Bewusstseins.

Als die entscheidende Thatsache der Erfahrung, welche uns nötigt, in der Erklärung des geistigen Lebens an die Stelle der Stoffe ein übersinnliches Wesen als Träger der Erscheinungen zu setzen, müssen wir jene „Einheit des Bewusstseins" bezeichnen, ohne welche die Gesamtheit unserer inneren Zustände nicht einmal Gegenstand unserer Selbstbeobachtung werden könnte. Die Einheit des Bewusstseins, welche die innere Erfahrung bezeugt, kann nicht ohne Subjekt die blosse Resultante der Thätigkeiten einer Vielheit sein, und ebensowenig kann dies Subjekt durch sie geschaffen werden. Lässt die Seele manche ihrer Zustände unverbunden und ohne sich ihrer als blosser Zustände ihrer eigenen Substanz bewusst zu werden, so ist aus diesem Thatbestande kein verneinender Schluss gegen die Einheit ihres Wesens zu ziehen. Ist dagegen die Seele auch nur selten, nur in beschränkter Ausdehnung, aber doch überhaupt einmal fähig,

*) Med. Psych. 165—168. Met. 488 f.
**) Med. Psych. 88 f.

mannigfaltiges in die Einheit eines Bewusstseins zusammenzuziehen, so reicht dieser geringe Thatbestand hin, um den bejahenden Schluss auf die Unteilbarkeit des Wesens notwendig zu machen, dem diese Leistung gelingen kann. Es mag sein, dass im Augenblicke der sinnlichen Wahrnehmung das Verhältnis der entstehenden Empfindung zu der Einheit des Ich sich uns nicht aufdrängt, dass wir vielmehr selbstlos in den empfundenen Inhalt uns verlieren; aber die Thatsache eben, dass dieses Verhalten stattfand, würde später für uns nie zum Gegenstand der Wahrnehmung und Verwunderung werden können, wenn nicht die Empfindung doch schon im Augenblicke ihrer Entstehung der Einheit unseres Wesens angehört hätte und von ihr aufbewahrt wäre, um nun erst die verspätete Anerkennung ihrer stets bestandenen Zusammengehörigkeit mit unserem Ich zu erlangen. Nicht darauf beruht unser Glaube an die Einheit der Seele, dass wir uns als solche Einheit erscheinen, sondern darauf, dass wir uns überhaupt erscheinen können. Nicht darauf kommt es an, als was ein Wesen sich selbst erscheint; kann es überhaupt sich selbst oder kann anderes ihm erscheinen, so muss es notwendig in einer vollkommenen Unteilbarkeit seiner Natur als eines das Mannigfache des Scheines zusammenfassen können. Darin besteht die wahre Einheit des Geistes, die ihn als Geist von der Einheit jedes anderen Wesens unterscheidet, dass er nicht nur seine verschiedenen Zustände zu einem Mechanismus der Wechselwirkung untereinander zusammendrängt, sondern überdies durch die beziehende Thätigkeit, die er in jenen Verfahrungsweisen des Erkennens ausübt, dieses Mannigfaltige der Eindrücke in dem Sinne eines zusammenhängenden Ganzen zu deuten und es in das Bild einer Welt zu verwandeln strebt, in deren innerlicher Verknüpfung er den Widerschein seiner eigenen Einheit findet.*)

Erst in den Gefühlen von Lust und Unlust wird das Ich sich der Zugehörigkeit seiner einzelnen Zustände zu ihm selbst und seiner totalen Ergriffenheit bewusst. Wille und Sehnsucht selbst sind das, was sie sind, nur dadurch, dass sie sich auf einen gefühlten Wert ihres Zieles beziehen. Nicht, was zwischen zwei uns fremden Gegenständen sich ereignet, sondern das, was zwischem jedem einzelnen von ihnen und uns vorgeht, das ist das Motiv unserer Lust und Unlust; und jeder einfache Eindruck kann beides erwecken,

*) Met. 473—476. Mikr. I 170—175, 256.

je nachdem er uns stört oder fördert. Anderen wohlzuthun und die Lust zu vermehren, deren die Welt sich erfreut, ist die einzige Aufgabe, in deren Erfüllung alle sittlichen Pflichten für ein unbefangenes Gemüt zusammenlaufen. Irgendwo muss das Herstellen äusserlicher Thatbestände und alle Gesetzmässigkeit seines Verlaufes in ein inneres Geschehen der Lust und des endlichen Genusses einmünden. Lust an sich ist ein unvollständiger Gedanke, solange das nicht miterwähnt wird, was in ihr genossen wird. Von dem eigenen Wert der Dinge werden wir bezwungen. So erscheint die Lust nicht mehr in dem ungünstigen Lichte eines Egoismus, der alle Dinge der Welt und ihre eigentümlichste Natur nur als ein Heizungsmaterial zu seiner eigenen Erwärmung verbraucht; die Lust vielmehr ist selbst das Licht (der selbstleuchtende Diamant bei Fechner), in dem jede objektive Vortrefflichkeit und Schönheit des Wirklichen erst wahrhaft zu leuchten beginnt. Es ist so, dass die einzelnen Formen der Lust der Art nach verschieden, dass die eine der anderen über- oder untergeordnet ist, dass jede, an sich positiv, doch negativ werden kann im Vergleich zu anderen, und dass nur die Befriedigung des Gewissens selbst, die Lust also an der Uebereinstimmung jeder einzelnen Lust mit dieser Gesetzgebung über alle, diesem Schwanken ihres Wertes entzogen ist. Darauf wird zuletzt alle Lust beruhen, dass dem Geiste, dessen Bestimmung nicht die Ruhe, sondern die Entwickelung ist, Erregungen zugeführt werden, die, mit der Richtung, den Bedingungen oder der Form seiner lebendigen Entfaltung übereinstimmend, ihm nicht nur die Sicherheit des Unangefochtenseins, sondern eine Förderung seines eigenen Thuns verschaffen. Das Begehrenswerte erscheint begehrenswert weit weniger um seiner selbst, als um einer Menge von Gedanken willen, die sich an seine Bedeutung für ein tieferes, inneres Leben knüpfen. Und ebenso, wie die Seele als veränderliches und thätiges Wesen im Gefühle der Lust sich dieser Uebung ihrer Kräfte als einer Steigerung in dem Werte ihres Daseins bewusst wird, ebenso besitzt sie die Fähigkeit, die Störungen, die von ihrem eigenen Wege sie ablenken möchten, weder blos zu leiden noch an ihnen zu Grunde zu gehen, sondern sie im Gefühle der Unlust als das, was sie sind, als Störungen ihres beständigen Sinnes zu empfinden und von der natürlichen Entwickelung ihres Wesens abzutrennen. Ehe das menschliche Gemüt in sich selbst nicht die Gegenwart anderer unverbrüchlicher Gesetze seines Thuns bemerkt hat, kann es nicht anstehen, diesen natürlichen

Regungen zu folgen, ohne die das Gute in uns wenig Wärme, die Ueberwindung des Bösen wenig Verdienst haben würde.*)

Fast nur, wo die Vorstellung des Todes Gedanken an eine fernere Zukunft rege macht, denken wir daran, den Körper nur als die wiederabzubrechende Hülle zu betrachten, in die der Geist sich nur einwohnt, ohne mit ihr zu verschmelzen. Aber überall sträubt sich unser Gemüt, jene innige Einheit zwischen Leib und Seele aufzugeben, deren Gefühl aus der Verkettung unserer Organisation uns allen als eine freundliche Täuschung entspringt. Mit den Ahnungen unseres Gemütes, mit den Forderungen unseres sittlichen Wesens, mit der ganzen Wärme unseres inneren Lebens fühlen wir uns fremd in diesem Reich der Sachen, das kein Inneres kennt, sondern mechanisch wirkt wie die von aussen her zusammengesetzte Maschine; nur unser eigenes Ich bleibt uns, aber immer mehr schmilzt in der fortschreitenden Erfahrung auch hier die Fülle dessen zusammen, was wir an uns selbst unser wahres Eigentum nennen dürfen. Ein kleines Gebiet allein, das, welches die Freiheit unseres sittlichen Handels beherrscht und gestaltet, scheint den Zufluchtsort dessen zu bilden, was wir selbst sind. Es giebt gleichwohl auch nur eine Thatsache, die uns überhaupt auf den Einfall bringen kann, dass es sich mit den Handlungen anders verhalte als mit den mechanischen Wirkungen, nämlich das Gefühl der Reue und der Selbstverdammung. Nur da sind wir überzeugt, es mit einer That des Willens zu thun zu haben, wo in deutlichem Bewusstsein jene Triebe, die zu einer Handlung drängen, wahrgenommen werden, die Entscheidung darüber jedoch, ob ihnen gefolgt werden soll oder nicht, erst gesucht und nicht der eigenen Gewalt dieser drängenden Motive, sondern der bestimmenden freien Wahl des von ihnen nicht abhängigen Geistes überlassen wird. Nur das ist „gewollt", dem ein zu völliger Klarheit der Apperzeption gelangter Entschluss vorhergegangen ist. Alles andere, mag es sich auch darstellen, wie es will, ist Resultat eines psychologischen Mechanismus, oft freilich ein solches, welches der wahrhafte, individuelle Wille pflichtmässig hätte verhindern sollen. So nahe zeigt sich der Begriff der Freiheit mit dem des Willens verknüpft; denn in dieser Entscheidung über einen gegebenen Thatbestand besteht allein die wahre Wirksamkeit des Willens. Aller mögliche Inhalt des Wollens dagegen wird überall durch den unwillkürlichen Verlauf der

*) Mikr. I 269 f., II 314—323.

Vorstellungen und Gefühle herbeigeführt, und ohne an sich selbst ein nach aussen gerichtetes, gestaltendes und schaffendes Streben zu sein, muss der Wille sich mit der Freiheit unbeschränkter Wahl zwischen dem begnügen, was ihm von dorther dargeboten wird. Freiheit ist die Fähigkeit, zwischen zwei entgegengesetzten Entschlüssen zu wählen, ohne durch ein Motiv zu dieser Wahl gezwungen zu sein. Weder Erfahrung noch apriorische Gründe sprechen dagegen. Die Beobachtung der Welt gestattet uns nicht, den Analogieschluss der Kausalität auf alle Gebiete des Daseins anzuwenden, besonders nicht des geistigen Daseins. Die Selbstbeobachtung zeigt die Entschlüsse nur ex post und lässt nur hypothetisch ein Motiv stärker als das andere einsetzen. Ebensowenig beweist die Moralstatistik. Die Voraussetzung aber der unbedingten Kausalität in den Naturwissenschaften beweist ursprüngliche Freiheit in den letzten ursprünglichen Bewegungen, ebenso können innerhalb des Weltlaufs neue Anfänge sich zeigen. Freiheit und Kausalität schliessen sich nicht aus, sondern fordern einander. Der Wille thut nichts als „wollen". Diese Meinung ist blos in religiösen Gedankengängen uns geläufig. Gott möge unseren schwachen Willen stärken, bedeutet nicht, Gott solle für uns wollen! Dies vielmehr behalten wir uns selbst vor. Aber wohl bitten wir, dass dem Willen die wirksame Kraft verliehen werde, die er an sich nicht hat; wenigstens nicht genügend, denn am Ende muss jeder Wille irgend einen Grad wirksamer Intensität haben. Veränderung des Seienden ist das, was jeder Wille will, oder Schutz des Bestehenden gegen drohende Veränderung. Beides geschieht nur durch Mitwirkung des Unendlichen. Wollten wir Gottes Willen selbst als die unmittelbare und einzige Ursache alles Geschehens ansehen, auch alles innerhalb der persönlichen Geister stattfindenden Innenlebens, so würde diese Ueberspannung des Gedankens der Selbstthätigkeit des Unendlichen zu einer Vereinsamung seines Daseins führen, in welchem alle ethischen Produkte der Persönlichkeiten untergehen müssten. Nur der Möglichkeit nach müssen die Geister in jenem einem Weltgrunde ihre Wurzeln haben, ausgestattet einerseits mit allerlei allgemeinen Thätigkeits- und Wirksamkeitsformen, andererseits aber auch mit dem Keime eines ihnen allein eignenden Charakters, der sich in ihrem ganzen Leben überall als ein integrierender Faktor geltend machen muss. Innerhalb dieses Spielraums können sie mit diesen Mitteln völlig frei schalten und walten und ein Leben führen, dessen einzelne Momente noch in keinem

schon Gegebenen vorherbestimmt sind. Wir verlangen die formelle Freiheit nur, weil wir sie als die conditio sine qua non für die Erfüllung sittlicher Gebote ansehen, deren verpflichtende Majestät wir als die absolute, keiner Herleitung aus irgend einer anderen Quelle bedürftige Gewissheit betrachten. Man fühlt in der Reue die Freiheit: man habe auch früher die Wahl treffen können, die man jetzt bereut, verfehlt zu haben. Freiheit setzt Kausalität voraus. Jeder freie Anfang eines Handelns muss verlangen, dass in der Welt, in die er ein Ereignis a einführen will, alle Dinge fest und gesetzlich zusammenhängen, sodass aus a nur der beabsichtigte Erfolg z und nicht jeder beliebige andere folgen kann. Ferner ist Freiheit nur annehmbar als Wahl zwischen Werten und Unwerten, die für sich feststehen.*)

Dass es Wesen giebt, die sich und ihren Aeusserungen einen Wert bestimmen, sich selbst anklagen und entschuldigen, weder diese Thatsache noch die unbedingte Hoheit des Gebotes, das in ihr liegt, ist zu bezweifeln, und wenn nicht behauptet werden kann, dass über dem Einzelnen Ideale schweben, zu deren Erfüllung er bestimmt sei, so muss doch anerkannt werden, dass in jedem einzelnen sich ein Ideal entwickeln könne, von dem er sich nur um den Preis seiner Selbstverurteilung lossagt.

Es giebt kein anderes wahrhaftes Subjekt, keine andere Substanz, keinen anderen Ort, in welchem irgend ein wertvolles oder heiliges Gut Wirklichkeit hätte, als das einzelne Ich, das persönliche Gemüt; über das innere Leben des subjektiven Geistes hinaus mit seinem Bewusstsein von den Ideen, seiner Begeisterung für sie, seinem Streben nach ihrer Verwirklichung, giebt es kein an sich höheres Gebiet eines sogenannten objektiven Geistes, dessen Gestaltungen und Gliederungen durch ihr blosses Bestehen wertvoller wären als jenes. Alle Verhältnisse zwischen den Einzelnen — denn in lauter Formen des geselligen Lebens sollte jener objektive Geist sich offenbaren — haben nur Wert, sofern sie Verhältnisse zwischen bewussten Wesen sind und eben deswegen nicht blos zwischen ihnen im Leeren, sondern auch in ihnen bestehen, und in dem lebendigen Gemüte ihrem Werte nach gefühlt und genossen werden. Auf dem Selbstbewusstsein beruht ohne Zweifel alles Gute und Wert-

*) Mikr. I 15—29. 287 f. Kl. Sch. I 221. D. Prakt. Phil. 24. D. Relphil 64—66.

volle unseres geistigen Lebens. Es selbst aber für sich, wieviel ist es wert, wenn es ohne Rücksicht auf das geschätzt wird, wozu es führen kann? Nichts, wie uns dünkt, ganz öde und langweilig würde uns der Welt Lauf erscheinen, dessen einziges Ziel das Kunststück wäre, dass das Seiende nicht blos sei, sondern auch für sich da sei und sich wisse, in sich selbst sich abspiegele. Wie gross auch unsere Verehrung vor dem Bewusstsein ist, eben weil wir es als die unentbehrliche Grundlage zu allem Guten erkennen, so dürfen wir uns doch dahin nicht verirren, es um seiner selbst willen für das Höchste zu achten und das Ziel der Entwickelung des Absoluten in einem eitlen sich — selbst — wissen zu suchen. Die Forderungen des Gemüts bestehen nicht in einfachen wissenschaftlichen Vorurteilen, sondern in unaustilgbaren Sinnesarten und Voraussetzungen, mit denen nun einmal von jeher die Menschen sich den eindrucksvollen Erscheinungen der Natur gegenüberstellen.

Das unmittelbare Gefühl unserer persönlichen Realität wird immer unüberwindlich sein; und wir werden unser Verfliessen in den allgemeinen Abgrund nicht denken, ohne uns verfliessend und verflossen doch wieder als in ihm erhalten und fortdauernd zu denken. Teils haben die Weltansichten, die das Uebersinnliche leugnen, der menschlichen Natur darin nachgeben müssen, dass sie den Vorzug, den unser Gemüt der Erkenntnis der Wahrheit, dem Zauber der Schönheit, der Majestät der sittlichen Gebote vor allen dringenden Antrieben der Natur giebt, stillschweigend zugestanden, ohne ihn doch aus ihren eigenen Grundgedanken zu begreifen; teils sind sie nicht im stande gewesen, praktischen Bestrebungen Stillstand zu gebieten, die weit über das Bedürfnis jener pflanzenartigen Immanenz des Lebens herausgingen. In alledem bricht der verhaltene Glaube durch, dass es ein Universum geistiger Interessen giebt, das die einzelnen Glieder nicht wieder loslässt, die ihm angehören, wie fern auch noch jede deutliche Vorstellung von der Art dieser ewigen Aufbewahrung des scheinbar Verschwindenden liegen mag. Ein gemischtes Glück des Selbstgefühls und der Demut scheint in der That für uns von der Wahrnehmung auszugehen, dass unser eigenes Innere eine Welt verbirgt, deren Gestalt wir nur unvollkommen ergründen und deren Wirken, wo es in einzelnen Zügen in unsere Beobachtung fällt, uns mit Ahnungen unbekannter Tiefe unseres eigenen Wesens überrascht. Dann treten wir befangen vor diesem geheimnisvollen Rückhalt unseres Wesens zurück und glauben in ihm nun jenes Unend-

liche zu sehen, das aller endlichen Erscheinungen ewige Grundlage bildet.*)

Ich vertrete mit aller Entschiedenheit die Ansicht von den angeborenen Ideen, welche als Prinzipien aller Wahrheit nur noch eine Anwendung auf die mannigfaltige Beobachtung bedürfen, um überall richtige Erkenntnis zu erzeugen, d. h. der Geist ist so geartet, dass dann, wann mannigfaltige Eindrücke auf ihn einwirken, er aus seiner eigenen Natur diese Reaktion notwendig entfalten werde, jeden Inhalt eines solchen Eindruckes als sich selbst gleich zu behandeln und zu jeder Veränderung des Beobachteten eine bedingende Ursache hinzuzuziehen. Es sind also latente Ideen, die dann praktisch in uns wirksam werden. In dem Augenblicke, in welchem wir zum ersten Male uns des Satzes der Identität a=a bewusst werden, in demselben Augenblicke wird er von uns als eine ewige, allgemeine und notwendig gültige Wahrheit erfahren; wir warten mit der Anerkennung seiner Wahrheit nicht so lange, bis eine grosse Anzahl spezieller Beobachtungen ihn bestätigt hat, sondern alle künftigen Beobachtungen beurteilen und korrigieren wir nach ihm und halten für irrig jede, die ihm zu widersprechen scheint. Nicht darauf kommt alles an, ob und wie irgend ein Inhalt unseres geistigen Lebens in uns entstanden ist, vielmehr bestimmt sich der Wert desselben immer nur nach dem, was er ist, nachdem er da ist, und seine Wahrheit nach dem Grade der unmittelbaren Gewissheit, mit welchem er sich uns ankündigt, d. h. die angeborenen Ideen, d. h. die moralischen sind von unbedingter verpflichtender Heiligkeit; denn Gegenstand unbedingter Billigung kann nur sein, was eben der Geist selbst billigen muss, weil seine Natur diese ist und keine andere. Die Seelen an sich sind gar nicht vergleichbar, während ihre Fähigkeiten und Vermögen gleichartig sind. Das Wesen der Seele wird immer bei ihrer Bestimmung ihrem Zwecke mitsprechen. Können wir einen höchsten Zweck aufweisen, der das Leben der Seele beherrscht, so werden sich auch umgekehrt aus ihm die Eigentümlichkeiten, die dieser Seele zukommen, als notwendig zu dieser zurückgeforderte Antezedentien darstellen lassen, während sie in Wirklichkeit die früher vorhandenen Bedingungen sind, aus denen das Leben der Seele als der erfüllte Zweck hervorgeht. Dann sind als Mittelpunkt der menschlichen Seelenentwickelung die moralischen Ideen zu nennen und unsere Bestimmung ein

*) Mikr. II 456—458. III 425 f. Phys. 154.

sittliches Leben. Es ist etwas Erhabenes: die Ueberzeugung, dass die Bestimmung des Menschen nicht die vollendete Darstellung aller Schönheit seiner Gattung, sondern die Entwickelung zu unvergleichlicher Persönlichkeit ist, die nicht durch ein beständiges, edles Spiel mit allgemeinen Fähigkeiten, sondern nur dadurch zu erreichen ist, dass diese Fähigkeiten in ernster Arbeit der Durchführung einer individuellen Lebensaufgabe gewidmet werden. Nur in dieser freiwilligen Hingabe der Kräfte, die ihm die Natur geschenkt und die Erziehung entfaltet hat, an die mühevolle Verfolgung eines bestimmten Zieles gewinnt der Einzelne die Gaben seiner Gattung zu persönlichem Eigentum für sich und bildet sie in einem das ganze Leben erfüllenden Entwickelungsgange zu einer Eigentümlichkeit aus, durch die er mehr als ein vollendetes Exemplar seines allgemeinen Begriffes wird und sich aus dem natürlichen Leben zum ethisch-religiösen erhebt.*)

Drei Gruppen innerer Zustände sind es, auf die sich die Religion gründet:

1. Die persönlichen Gefühle der Furcht, der schlechthinnigen Abhängigkeit von unbekannten Mächten, welche zu den wirksamsten, aber auch zu den rohesten Beweggründen gehören, die das Gemüt antreiben, in einer nicht erfahrungsmässigen Weltansicht Trost zu suchen.

2. Viel edler und ebenso wirksam die ästhetischen Gefühle, die dem Schönen, das sie in der Welt finden, sich mit Bewunderung hingeben und hierdurch zur Bildung einer Idealwelt angeregt werden, ohne ein egoistisches Interesse des Trostes, vielmehr mit der gewissen Ueberzeugung, dass dieses Schöne und Bedeutungsvolle nicht ein zufälliges Produkt des Bedeutungslosen, sondern entweder selbst das Prinzip der Welt oder mit dem schöpferischen Prinzip derselben nahe verwandt sein müsse.

3. Die sittlichen Gefühle, welche, aus „blosser" Erfahrung unableitbar, uns zu dem Versuch nötigen, einen Weltbau auszudenken, in dem diese Thatsache der sittlichen Verpflichtung des Willens zu einer bestimmten Form des Handelns eine begreifliche und vernünftige Stelle findet.

Das Motiv für Religion ist zu suchen in den Aussprüchen des Gewissens, die zunächst nur sagen, was sein soll, aber dann doch indirekt daraus auch eine Folgerung erlauben auf das, was ist. Das Gewissen bildet sich durch Reflexion.

*) Nord u. Süd 82. B 21: Princip d. Eth. p. 340—345. Kl. Sch. I 240 f.

Die innere Erfahrung lehrt uns, das eigene Glück nur in dem des anderen zu finden. Ein „unbedingtes Sollen“ ist undenkbar und nur ein bedingtes möglich, welches Vorteile und Nachteile auf Befolgung oder Nichtbefolgung einer Vorschrift setzt, welche Folgen zuletzt nur wieder in Lust oder Unlust bestehen können.*)

Auch in diesen Anschauungen Lotzes kann des Verfassers Verständnis für das Christentum ihm Widerstrebendes nicht finden, denn das Christentum hat nichts einzuwenden, dass der Leib auf mechanischem Wege entstanden, wenn nur, wie auch Lotze will, die Seele aus Gott ihren Ursprung nimmt und für ihn bestimmt ist. Die Bestimmung über Lust und Unlust, Willensfreiheit, Gewissen sind auch die christliche Vorstellung, desgleichen das Für und Wider der Unsterblichkeit, wo nur das Wertvolle eben die Auswirkung der Liebe ist; an sich ist die Seele auch dem Christentum keineswegs unsterblich. Nicht stimmt der Verfasser überein mit Lotzes Anschauung vom Ursprung der Religion, denn entweder lehrt uns die Geschichte, dass ihre Wurzeln im Totenglauben liegen, oder der Glaube, dass Gott sich dem Menschen geoffenbart. Beides dürfte zu vereinigen sein dahin, dass in der Familie die wahre Tiefe der Religion beginnt infolge göttlicher Eingebung. Und wenn auch Lotze die Familie wohl am edelsten bislang in den Kreis religiöser Anschauungen gestellt hat, so glaubt doch der Verfasser, dass hier das Zuwenig des Lotzeschen Systems liegt wie der bisherigen Deutung und Entwickelung des Christentums, eine Anschauung, die hier zu begründen und zu entwickeln nicht der Ort ist, deren Darstellung aber hoffentlich eine spätere Zeit ihm vergönnen wird.

---

4. Kapitel.

Gott.

Die Sache rede, und der Name schweige.

Wissenschaft und Idealglaube! Sie wollte Lotze verschmelzend versöhnen. Ist's ihm gelungen oder gilt noch, was einst Schiller gesagt:

Feindschaft sei zwischen Euch! Noch kommt das Bündnis zu frühe.
Wenn Ihr im Suchen Euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt!

*) D. Relphil 8. 82—85.

Dieser und der nächstfolgende Abschnitt werden es zeigen, ob es unserem Philosophen gelang. Die Gesetze der mechanistischen Weltansicht sind nur die von uns herauserkannte Formel für eine thatsächliche regelmässige Wirksamkeit. Wirksamkeit aber fordert ein wirkendes Wesen, von dem sie ausgeht. Irgendwo muss, wenn nicht in dem Gezweige, so doch in den Wurzeln der Wirklichkeit jene Unmittelbarkeit des Wirkens und Gestaltens sich finden, die durch unmittelbare Eingebung sie in Bewegung setzt, sowie wir sie durch gleiche Eingebung in den Gebilden der Welt anschauen, und glücklich werden wir sein, wenn trotz der Gewöhnung an die Betrachtung mittelbarer Folgen unser Blick unbefangen genug für die Anerkennung des Unmittelbaren geblieben ist, das ihnen allen zu Grunde liegt. Das allgemeine, das alles beherrschende, die Abfolge der Zustände in allen Wesen der Welt normierende Gesetz ist also die Formel für die Wirksamkeit Eines Wesens, welches für alle jene zahlreichen Einzelwesen der Urheber ihrer Zustände ist: Gottes: des Unendlichen. Also existiert in Wahrheit nur Gott, und alles Dasein ist sein Dasein, alles Leben ist sein Leben. Aber nicht willkürlich wirkt die Gottheit, vielmehr ist die eine Wirkung, der eine Zustand, einmal hervorgetreten, notwendig die Ursache, dass auch der andere, sei es in dem gleichen oder in einem anderen Wesen, hervortrete, aber nicht die bewirkende, sondern nur die Gelegenheitsursache, in welcher für die allein wirkende göttliche Macht gleichsam nur das Signal für die Art ihres ferneren Eingreifens gegeben wurde, ohne dass diese Meinung spinozistischer Pantheismus ist. Indem wir aus der Erfahrung die Thatsache entlehnen, dass mit einem durch äussere Reize erzeugten Körperzustande a stets und allgemein ein Seelenzustand α sich verknüpfe, oder, dass aus einem Seelenzustande b stets konsekutiv ein Körperzustand β folge, sehen wir a und b als Veranlassungsursachen an, an welche der Naturlauf, d. h. die Wirksamkeit des Unendlichen, die anderen Wirken Gelegenheit giebt, beständig und allgemein die Wirklichkeit von α und β gebunden hat. Die Materie ist so gleichsam nur der Schatten eines übersinnlichen Realen, das den substantiellen Kern bildet. So bewegt ein Körper, ausser dass er Schatten wirft, einen anderen, oder indem er einen anderen bewegt, verändert er auch den Schatten, den jener warf. Doch die Wirklichkeit ist viel reicher als das Denken. Der Occasionalismus ist keine metaphysische Theorie, sondern nur eine methodologische Vorschrift, welche für bestimmte Untersuchungen eine unlösbare

oder der Lösung nicht dringend bedürftige Frage ausschliesst, um die Anstrengung auf das allein erreichbare oder allein wünschenswerte Ziel zu richten.

„Mir wird es nicht gelingen, in Gott anstatt des Schöpfers Himmels und der Erden nur den freundlichen Genius zu verehren, der für die Leiden einer Welt tröstet, in der er so fremd ist wie wir selbst. Und wenn ich gern der Begeisterung lausche, wo sie die thätige Liebe als die einzige, wahre Bestimmung und das wahre Gut des Lebens preist, so zweifle ich doch, ob wir die Veranlassungen, die diesem Liebeswillen zu seinem Inhalte verhelfen, uns durch einen Wettlauf dargeboten denken sollen, der selbst gar keine Bestimmung zu haben scheint, oder eine solche, die allen göttlichen Ratschlüssen fremd ist.“ Nicht im Gegensatz, sondern in der Einheit der Schöpfermacht und der unendlichen Liebe in dem persönlichen, heiligen Gott liegt die Wahrheit. Es ist unmittelbare Gewissheit des Gemütes: Wäre das Grösste nicht, so wäre das Grösste nicht, und es ist ja unmöglich, dass das Grösste von allem Denkbaren nicht wäre. Der Sehnsucht des Gemütes, das Höchste, was ihm zu ahnen gestattet ist, als Wirklichkeit zu fassen, kann keine andere Gestalt seines Daseins als die der Persönlichkeit genügen oder nur in Frage kommen. Wenn in der unendlichen Liebe unser Gemüt das Höchste ergreift, was ihm fassbar ist, und wenn es fordert, dass das Höchste existiere, so existiert ein Gott der unendlichen Liebe, und so haben wir die Welt als die Summe der Thaten solcher Liebe zu betrachten. Die höchsten Werte alles Guten, Schönen und Seligen werden von uns als die tiefste Wirklichkeit verehrt, um derenwillen ist, was ist, und so ist, wie es ist. Diese drei Mächte, jede selbständigen Ursprunges, scheinen sich im Weltlauf zu begegnen; dass ihre Dreiheit nur Einheit sei in dem Höchsten, ist der Glaube, den wir dennoch festhalten. Der göttliche Geist wird bei sich selbst sein: in dem Innewerden der notwendigen Wahrheiten, welche die Verfahrungsweise seines Wirkens sind, in der Betrachtung der höchsten Werte, die alle seines Wirkens Absicht sind. Sein eigenes Schaffen der Wirklichkeit ist für ihn nur die Thatsache einer inneren Erfahrung. Nur das verlangen wir für den unendlichen Geist: Man soll ihn nicht denken als etwas, was blos vorstellen könnte, sondern als etwas, was ewig und unablässig wirklich vorstellt, und dem niemals ein solcher Ruhezustand vorangegangen ist, aus dem es durch besondere Einwirkung hätte herausgerissen werden müssen. Das Unendliche bedarf nicht eines äusseren Antriebes seines

Lebens, sondern von Anfang an liegt in seinem Begriffe der Mangel nicht, der uns für das endliche Wesen jenen Antrieb notwendig und seine Wirksamkeit erst denkbar macht. Das wahrhaft Wirkliche, das ist und sein soll, ist nicht der Stoff und noch weniger die Idee, sondern der lebendige, persönliche Geist Gottes und die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat. Sie allein sind der Ort, in welchem es gutes und Güter giebt. Der Anblick des Weltganzen ist überall Wunder und Poesie, Prosa sind nur die beschränkten und einseitigen Auffassungen kleinerer Gebiete des Endlichen.*)

Selbst von dem unergründlichen Reichtum des göttlichen Wesens, wenn wir einerseits den Wert aller Ideale in ihm zu vorweltlicher Seligkeit vereinigt denken, pflegen wir doch andererseits zu erwarten, dass es in die Schöpfung einer mannigfaltigen Gestaltenwelt ausbrechen werde. Erst diese scheint durch die anschaulichen Beziehungen zwischen ihren einzelnen Elementen der noch formlosen Allgemeinheit jenes idealen Inhaltes eine Fülle bestimmter Ausprägungen und damit jene volle Wirklichkeit zu verschaffen, die dem vorher in sich selbst Verschlossenen doch noch zu fehlen schien. Indem Gott den Gedanken seiner Welt dachte und wollte, schuf er in ihm die Konsequenz mit, durch die es geschehen konnte, dass leere Bilder anderer Wirklichkeiten als unvereinbar mit dieser Welt mitentstanden; der Grund und Boden, auf dem es einen Unterschied des Möglichen vom Unmöglichen und vom Wirklichen giebt, ist ein Späteres als die Wirklichkeit der ersten Wirklichen. Gottes Denken kann zwar die leeren Bilder jener Welten ebenfalls erzeugen, aber nirgends entdeckt es eine Spur ihres wirksamen Zusammenhanges mit der Ordnung der Dinge, welche dem Endlichen von seinem Standpunkte aus die Wirklichkeit heisst, weil sie der Gedanke Gottes ist, indem es selbst seinen Ort hat und der auf es mit der Fülle seiner Konsequenz wirkt.

Lotze wendet sich gegen Fichtes moralische Weltordnung, die ja nur ein Verhältnis bezeichnet. Aber auch ihm ist es nicht zweifelhaft, sondern das Gewisseste, ja der Grund aller anderen Gewissheit, dass es diese moralische Weltordnung giebt, dass jedem vernünftigen Individuum seine bestimmte Stelle angewiesen und auf seine Arbeit gerechnet ist, dass jedes seiner Schicksale Resultat ist von diesem Plan, dass ohne ihn kein Haar fällt von unserem Haupte

*) Kl. Sch. III 2. 510. Path. 62. Med. Psych. 78 f. Met. 122. Mikr. III 561—563. 623. Gesch. d. Aesth. 198. D. Relphil 44.

und in seiner Wirkungssphäre kein Sperling vom Dache, dass jede gute Handlung gelingt, jede böse sicher misslingt, und dass denen, die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Aber soll dies Wesen absichtslos wollend wirken, nicht mit eigener lebendiger Liebe das Gute wollen und verwirklichen und doch gleichwohl so verfahren, als ob es dies alles vermöchte? Nein, auch in der Religion will das Herz verehren und lieben! Nichts hat Lotze mit dem Pantheismus gemein als scheinbar das Zugeständnis der substantiellen Einheit des Weltgrundes. Nicht will er Niederdrückung alles Endlichen gegen das Unendliche, nicht alles, was Wert für das lebendige Gemüt hat, für vergänglich, nichtig und hinfällig halten gegenüber der Majestät des Einen, auf dessen formelle Eigenschaften der Grösse, Einheit, Ewigkeit und Unerschöpflichkeit sich alle Verehrung konzentriert. Als genügender Grund alles Seins und Geschehens gilt nur das Gute. Dass die dem Inhalte des Höchsten oder der Summe der sittlichen Ideen in Verbindung mit dem Genuss ihres Wertes einzig angemessene Form der Existenz die eines persönlichen Gottes sei, hat Lotze mit Weisse gemein. Und ist diese Welt und ihre innere Einrichtung als Ganzes wirklich von der Idee des Guten beherrscht, so brauchen wir die Wege des Mechanismus nur zu Ende zu gehen, um unser Gemüt in allem befriedigt zu sehen. Aller gemeingesetzlicher Zusammenhang der Ereignisse ist geradezu die Bedingung alles in die Wirklichkeit hinübergreifenden Willens und Handelns, und somit der Bethätigung ethischer Wesen. Die Freiheit der persönlichen Geister, das volle, warme, konkrete Leben, das Leben, in welchem empfunden, gefühlt und gehandelt wird, steht im Vordergrunde. Es ist ein persönlicher Gott; und die Welt ist da für Wesen, die etwas fühlen und erfahren, und nicht wie bei Schelling und Hegel nur als Corso für den feierlichen Aufzug von Ideen mit dem Gepränge ihrer dialektischen Entwickelungen, noch wie bei den Materialisten als Tummelplatz starrgesetzlicher Bewegungen und Stösse blinder, stofflicher Elemente. Wenn die körperliche Substanz unzerstörbar ist, so ist sie es nicht durch sich selbst, oder nach einem Rechtsanspruch ihrer eigenen Natur, sondern weil die göttliche Schöpferkraft sie in jedem Augenblicke kontinuierlich erhält. Die Naturgesetze sind nicht an sich ewig und an sich wirksam, sondern weil es in dem Plan der göttlichen Wirksamkeit liegt, in jedem Augenblicke des Weltlaufs diese Anzahl gleichartiger Aktionen als Mittel

zur Hervorbringung zusammengesetzter Erzeugnisse zu verwenden. Was ist alle Thätigkeit des Absoluten anderes als ein beständiges Bemühen, den unsagbaren Inhalt, den es in seiner anfänglichen Identität verschliesst, in charakteristische Einzelgestalten auseinanderzulegen, doch wohl nicht in der Absicht, dieses ewig Eine nur zu vervielfältigen, sondern in der anderen, sich zu bereichern durch die mannigfaltigen Formen, in die es sich zergliedert? Richtig und normal demnach ist die einzelne Erscheinung, der nichts fehlt, was ihre Idee verlangt; aber sie ist gleichgültig ausserhalb des Zusammenhangs mit dem Unendlichen. Gott ist nur der absolute, lebendige, schaffende Geist, und er ist so das Prinzip von allem, dass auch die Wahrheit, nach welcher er zu schaffen scheint, nur nach seinem Schaffen vorhanden ist. Ist die Natur Gottes a, so ist a nicht das Produkt einer noch höheren M, unter deren Konsequenzen sie sich koordiniert mit den anderen gleich wirklichen b und c und zugleich von diesen ausgeschlossen vorfinde, sondern ausser diesem a existiert nichts, vielmehr fliesst aus a erst die gesamte Wirklichkeit, und zwar dergestalt, dass nun um der konkreten Natur von a willen sich in dieser Wirklichkeit auch denkende Geister vorfinden, welche a von einem niemals vorhandenen, denkbaren non-a unterscheiden und sich nun die wunderbare Frage aufwerfen können, warum alle Welt den Charakter dieses a trage und nicht den anderen eines non-a.*)

Durch alle Umwandlungen der Ansichten hindurch hat ein einfacher Glaube sich ungestört erhalten, der Glaube an einen ewigen Urheber, der dem Reiche der Geister lebendige Freiheit, zum Streben nach einem heiligen Ziele verlieh und sie dem Reiche der Sachen versagte, damit es in blinder Notwendigkeit Schauplatz und Mittel für die Thätigkeit des Strebenden sei. Nicht durch eine Ablenkung von dem Wege der mechanischen Naturerklärung, sondern durch seine Verfolgung bis zum Ende dürfen wir hoffen, auch dieser Sehnsucht des Geistes nach der Einheit des Lebendigen und den grossen Zielen der Menschheit gerecht zu werden, welche zurückzuweisen keineswegs in dem Sinne der mechanischen Naturauffassung liegt. Alle jene äusserlichen Begebenheiten der Verknüpfung und Trennung werden auf einem innerlichen Leben der Dinge beruhen oder in einem solchen ihren

*) Mikr. III 105 f. 589. Gesch. d. Aesth. 144. D. Met. 93. D. Relphil 58.

Widerhall finden, und wenn die Naturwissenschaft die Einheit zusammengesetzter Gebilde auflöst, so wird doch jedes einzelne Element des Mosaiks, das sie an ihre Stelle setzt, ein lebendiger und innerlich erregter Punkt des Unendlichen sein. Ein Mechanismus verlangt Weisheit, d. h. Gott, der immanent ist. Die mechanischen Gesetze sind Gottes Wirken selbst, das sie, wie wir zu sagen pflegen, befolgt, eigentlich aber in jedem Momente schafft. Denn nicht als ein vorgöttliches Recht könnten sie bestehen, dem Gott sich fügte; sie sind nur für uns der Ausdruck der eigenen Natur seines Wirkens. Man wird dem Mechanismus einwerfen, es sei willkürlich anzunehmen, dass Gott nach der Schöpfung der Dinge und der Anordnung ihrer entwickelungsfähigen Verhältnisse sich für immer von der Welt zurückgezogen, möglich und wahrscheinlich dagegen, dass er den Dingen in jedem späteren Augenblicke Leistungen befehle, die nicht als selbstverständliche Folgen in ihrem früheren Auftrage lagen, und zweifellos endlich, dass auch diese Gebote Gottes, eben weil die Natur der Dinge und ihre Wirkungsfähigkeit nichts ist ohne ihn, widerstandslos Gehorsam finden müssen. Alle diese göttlichen Ergänzungen würden dann entweder regelmässig oder unregelmässig sein. Im ersteren Falle ist dieser göttliche Beistand für Lotzes Ansicht, die überhaupt kein natürliches Wirken ohne denselben kennt, schon längst in den erweiterten Begriff der Naturordnung aufgenommen. Im zweiten Falle aber müssen wir nach dem Werte des Gutes fragen, das durch eine solche Ansicht gesichert werden soll und für das sie mit eifersüchtiger Vorliebe schwärmt. Ohne Zweifel ist es eben jene Folgerichtigkeit selbst, welche dem göttlichen Wirken zuzuschreiben, einem geheimen Verlangen unseres Gemüts widerstrebt. Wir sehen darin einen Verzicht auf die Freiheit des Handelns, der uns unverträglich erscheint mit dem Begriffe eines lebendigen, persönlichen Gottes. Wir möchten immer gern scheiden zwischen der Natur als dem Reiche der Notwendigkeit und der Geschichte als dem Reiche der Freiheit. In der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts fühlen wir ein ursprüngliches Bedürfnis, die Reihe der Begebenheiten als eine Geschichte zu fassen, deren Ende wertvoller ist als ihr Anfang, und deren Ganzes zugleich wertlos sein würde, wenn es ohne Freiheit nur die zeitliche Wiederholung dessen wäre, was unzeitlich schon völlig vorgezeichnet in seinen Gründen vorhanden gewesen. Den ganzen leidenschaftlichen Aufwand von Sehnsucht und Reue, Liebe und Hass, der die

Geschichte füllt, mögen wir nicht für verloren ansehen und brauchen es auch nicht unter gewissen schon behandelten Einschränkungen. Wir können uns denken, dass ein Wesen mit der Gesamtheit der übrigen Welt nicht nur überhaupt in Beziehung stehe, sondern mit jedem Teile derselben in gleich inniger unabgestufter Beziehung. Nicht nur mit wenigen wird es dann unmittelbare Wechselwirkungen austauschen, um durch deren Vermittelung hindurch erst die übrigen zu beherrschen, sondern mit allen zugleich steht es in jener lebendigen Verbindung, welche die Zustände des einen unmittelbar auf die des anderen wirken lässt. Drücken räumliche Lagen und Orte die Enge oder Lockerheit dieser inneren Verbindungen aus, so wird dieses Wesen nicht einen begrenzten Sitz im Raume haben, sondern allen Teilen und Elementen der Welt innerlich gleich nahe, wird es äusserlich in ihr allgegenwärtig zu sein scheinen. So stellen wir uns das Dasein Gottes vor. Er, der Schöpfer des Ganzen, ist jedem auch scheinbar verlorenen Punkt des Geschaffenen gleich nahe; seine Kraft hat nicht einen Weg zurückzulegen, um zu erreichen, worauf sie wirken will, und die Zustände der Dinge brauchen nicht ihn oder die Vermittelung anderer aufzusuchen, um seiner Vorsehung sich anzuvertrauen, von der sie vielmehr überall gleich innig umschlossen sind. Aber wir fassen doch diese Allgegenwart Gottes nicht so, dass wir seinem Wesen die unermessliche Ausdehnung selbst zuschrieben, die seine Macht beherrscht; mit richtiger Enthaltsamkeit von dieser sinnlichen Anschaulichkeit denken wir ihn als das übersinnlich gestaltlose Wirken, für welches diese Unermesslichkeit eben nichts ist, weder eine Schranke seiner unmittelbaren Gegenwart noch eine Eigenschaft, die der Fülle seines Wesens etwas hinzusetzte.

Während die religiöse Ansicht gewiss ist, die tief empfundene Schönheit der Natur am frömmsten durch Ableitung aus einem weit höheren Quelle zu heiligen, sieht sie sich unerwartet durch die mechanische überboten, die entrüstet darauf hindeutet, wie ausschweifend und der Würde der Wirklichkeit unangemessen die Befürchtung sei, dem Schlechten und Verworrenen sei an sich der Zugang zum Dasein leichter als seinem Gegenteil. Unwillkürlich liegt hierin die Bejahung, dass der erste Zustand der Welt eine vernünftige Ordnung gewesen sei. Doch immer wieder wird die unüberwundene Frage auftauchen, woher die unendliche Anzahl jener vorauszusetzenden ersten Verhältnisse zwischen den Elementen der Welt stamme und gerade mit dieser

glücklichen, gegenseitigen Ergänzung und Beziehung aller auf alle stamme, sodass die notwendige Folge dieses ersten Thatbestandes eine zusammenhängende und zu gemeinsamem Leben in sich übereinstimmende Natur sein musste. So entsteht neben der mechanischen Naturauffassung die ausdeutende Ansicht, die gleichgültig gegen die Mittel der Verwirklichung sich damit begnügt, dass wenigstens nicht eine zerstreute Vielheit beziehungsloser Einzelheiten, sondern die Einheit einer bedeutungsvollen Idee jenes erste Gegebene bilde, einer Idee, deren unbedingter Wert es verdient, zum tiefsten und festesten Grunde der Welt gelegt zu sein, der also ein Wirkliches und eines und dasselbe in allen einzelnen Dingen ist; aber über den Inhalt und die lebendige Natur seines Wesens selbst, mit welcher er diese Formen der Einheit und Unendlichkeit ausfüllt, erfahren wir nichts. Wir können nur diejenigen Folgen entwickeln, die aus dem formalen Charakter der Einheit hervorgehen und die unabhängig von der Natur dessen, was der höchste Grund ist, in jeder Schöpfung, die aus einem entspringen soll, als notwendige Züge ihrer Organisation wiederkehren würden. Aber diese beschränkten statthaften Folgerungen können wir doch nur als notwendige, leitende Maximen unserer Untersuchungen, nicht als beobachtbare Thatsachen bezeichnen. So unterscheiden wir in Gott metaphysische Eigenschaften der Einheit, Ewigkeit, Allgegenwart, Allmacht, und ethische der Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit. Befriedigen können uns Vorstellungen über Gott und göttliche Dinge nur dann, wenn sie den allgemeinen Gesetzen des Denkens und jenen Wahrheiten entsprechen, welche unsere Vernunft uns als verpflichtende für jeden Gegenstand unserer Beurteilung vorhält. Aber Wahrheiten sind nicht, sondern gelten nur; nichts ist ausser oder vor, sondern alles ist in Gott. Gott ist Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe; in seinem Sein besteht alles, es ist nicht durch einen Befehl oder eine That geschaffen. Lassen wir uns daran genügen, dass eine unbewegte Existenz dem Begriffe des Einen nicht widerspreche; dass aber, wenn wir einmal die Thatsache seines Nichtruhens vor uns sehen, dann seine Bewegung notwendig die Form einer zusammenhängenden Entwickelung tragen muss. Die Naturgesetze gelten für die Untersuchungen der Wissenschaft, nicht für den Glauben an das Unendliche; sie werden vergehen mit dem Untergange dieser Schöpfung, aber solange diese besteht, werden sie für uns freilich die unwidersprechlichen und sicheren Hilfsmittel ihrer Erkenntnis bilden. Die ewigen Wahrheiten sind für

uns nur die Verfahrungsweisen des Schaffens selbst, nicht vor ihm, sondern nach ihm bestehen sie als Gesetze, denen die Erzeugnisse schöpferischer Thätigkeit unterthan erscheinen. Eine göttliche Einsicht würde alles unmittelbar in jedem unteilbaren Punkte anschauen; sie würde ebenso in jeder einzelnen Aeusserung der Seele ihre ganze Natur gegenwärtig sehen und die Notwendigkeit in ihr wahrnehmen, welche unter anderen Bedingungen zu anderen Formen der Wirksamkeit führen muss. Auch die göttliche Einsicht fände vielleicht in dem Begriffe des Vorstellens allein keine Notwendigkeit, um derenwillen das Gefühl aus ihm folgen müsste; sie würde nur in dem ganzen vernünftigen Sinne des Seelenlebens klarer als wir den Grund sehen, der beiden Erscheinungen zusammenzusein und aufeinanderzufolgen gebietet, gleich der belebenden Idee eines Gedichtes, die fest und mit zwingender Gewalt mannigfache Bestandteile an einander fesselt, deren keiner aus eigener Macht dem anderen aus sich entwickelt hätte.*)

In der thätigen Intelligenz Gottes, welche jeden Zug des Weltbildes in seinen Zusammenhängen mit anderen denkt und geniesst, in ihr, welche zusammenzufassen versteht, hängen die einzelnen Linien des Bildes zusammen und bilden nicht eine zerstreute Vielheit, sondern in der That das Ganze einer Welt, die nur um dieser Ganzheit willen möglich ist Das neue, das die Wirklichkeit ihr bietet, kann sie nur geniessen, indem sie fortfährt, in dem lebendigen Inneren Gottes als ewige Thätigkeit seines Wesens zu bleiben; denn eine Auslösung zur Selbständigkeit eines eigenen Daseins ist unmöglich. Aber das Eine bleibt verschieden von alle dem Vielen, das nur in ihm und durch es ist. Jede Erregung des Einzelnen ist zugleich eine Erregung des ganzen Unendlichen, das auch in ihm den lebendigen Grund seines Wesens bildet, und jedes vermag deshalb mit seiner Wirkung überzugreifen in anderes, in dem eben derselbe Grund lebt. Kein Endliches wirkt aus sich als Endliches, sondern, indem es den ewigen Grund bewegt, der in ihm wie in allen das Wesen seines endlichen Scheines ist, vermag es durch diese Stetigkeit der Wesensgemeinschaft hindurch auf das scheinbar Entfernte überzuwirken. Zur Anerkennung dieser unendlichen, alles durchdringenden Substanz nötigt uns jedes noch so ärmliche Beispiel von irgend einer Wechselwirkung. Alles Endliche wirkt also im Grunde nur durch das, was es im

*) Mikr. I 29–56. 202. II 5 f. 47 f. 57 f. III 9–11. 581–607. Met. 575.

Verborgenen besseres ist, als es scheint, durch die wesenhafte Macht des Unendlichen, die auch in ihm liegt; nicht jener Hülle bestimmter einzelner Eigenschaften, sondern nur diesem Kerne, sofern er in sie sich hüllt, gehört alle Kraft und Fähigkeit des Wirkens. Nur so viel und solches ist überhaupt in der Welt, als das Unendliche zur Verwirklichung seines Willens nicht sowohl bedarf, als vielmehr zulässt; nur die Rechte besitzt jedes, die dieser schöpferische Wille ihm gab. Nur wenn wir in dem schöpferischen Mittelpunkte der Welt stehend den Gedanken völlig durchschauten, aus dem sie entsprungen ist, könnten wir rückwärts aus ihm die Schicksale des Einzelnen voraussagen, das zu seiner Verwirklichung berufen ist. Nichts berechtigt uns zu der Annahme, was einmal sei, müsse notwendig immer sein. Nur das wird ewig dauern, was um seines Wertes und seines Sinnes willen ein beständiges Glied der Weltordnung sein muss. Das alles wird zu Grunde gehen, dem dieser erhaltende Wert gebricht. Wollen wir nicht entweder auf eine unvordenklich gegebene Natur die sittliche Welt äusserlich gründen oder in einem höchsten Wesen, das wir Eins nennen, doch unvermittelt neben einander die zwei geschiedenen Wurzeln beider voraussetzen, so bleibt keine andere Wahl, als entweder das Gute mit in den Kreis der Naturerscheinungen, oder die Natur in die Verwirklichung des Guten einzuschliessen. Keinen Augenblick kann es uns zweifelhaft scheinen, dass nur die letztere Wahl uns erlaubt ist: Alles Sein, alles, was Form und Gestalt, Ding und Ereignis heisst, dieser ganze Inbegriff der Natur kann nur als die Vorbedingung für die Wirklichkeit des Guten gelten, kann so wie er ist, nur deshalb sein, weil nur so sich in ihm der unendliche Wert des Guten seine Erscheinung gab.

Den Gedanken Gottes vermögen wir von dem Begriffe Gottes zu trennen, in dem ersteren den Sinn, den Wert und die Bedeutung der Beweggründe zusammenfassend, die diesen Aufschwung unseres Gemütes zu dem höchsten veranlassen und es selbst in seiner durchdringenden Gegenwart und dem Werte seiner Bedeutung erfassend; mit dem letzteren aber diesen Gehalt durch Mittel der Erkenntnis so stützend, dass die Art seiner Wirklichkeit und das feststehende Ganze unveränderlicher Eigenschaften daraus hervorgeht. Ueberzeugt also, dass es keine Wirklichkeit giebt, die nicht mit ausdrücklicher Rücksicht auf an und für sich wertvolle Zwecke alles Seins angeordnet wäre, sehen wir in allem Dasein und Geschehen eine Zweckvollendung:

1. Den wertvollen Sinn des Gedankens, der seiner ihm nie ganz entgehenden Verwirklichung zustrebt.
2. Die Reihe der wirkenden Ursachen, die jenen Sinn vollziehen.
3. Das Reich allgemeiner Gesetze.

Aber unser Begriff von Gott ist für die Betrachtung der Schönheit insofern nicht weit genug ausgebildet, als sich aus seiner Heiligkeit zwar eine sittliche, aber nicht die natürliche Welt vorausahnen lässt. So überwiegend sind die Eigenschaften des göttlichen Wesens nach dieser einen Seite hin dargestellt worden, dass man jeden Grund vermisst, der von ihm als dem Schöpfer gerade zu diesen Gesetzen, gerade zu diesen Erscheinungen und Gestalten der Natur überführt, durch deren Schönheit und ahnungsvolle Fülle wir doch umgekehrt zu seiner Anschauung zurückgeleitet werden.

Persönlichkeit endlich kann vollkommen nur sein in dem unendlichen Wesen, das beim Ueberblick aller seiner Zustände oder Handlungen nirgends einen Inhalt seines Leidens oder ein Gesetz seines Wirkens findet, dessen Sinn und Ursprung ihm nicht ganz durchschaulich und aus seiner eigenen Natur erklärbar wäre. Die Persönlichkeit der endlichen Wesen ist ein Ideal, das wie alles ideale nur dem Unendlichen eigen ist in seiner Unbedingtheit, uns aber wie alles Gute nur bedingt und darum unvollkommen zu teil wird. Nur in Gott ist vollkommene Persönlichkeit, allen endlichen Geistern aber nur eine schwache Nachahmung derselben beschieden. Die Endlichkeit des Endlichen ist nicht eine erzeugende Bedingung für sie, sondern eine hindernde Schranke ihrer Ausbildung.*)

Die Sache rede, und der Name schweige, setzten wir als Eingangswort vor dieses Kapitel, denn es handelte sich ja nicht um Gott und Mensch, sondern um Gott als den Urgrund, den Schöpfer und Erhalter alles Daseins, wo menschliche Worte nur ahnend andeuten, nie die Tiefe erfassen können, wo auch das Christentum den Schleier nicht hebt, sondern nur aussagt, dass Gott aller Dinge Anfang und Ende, ihres Wirkens Ursache ist, dass wir in ihm leben, weben und sind. Auch die Schrift schweigt ehrfürchtig vor der erhabenen, unergründlichen Tiefe der Gottheit, als Urheber und Regierer der Welt und der Natur. Erst wo Gott und Mensch in innige Beziehung treten, kennt das Christentum den „Vater“

*) Met. 152—154. Mikr. I 429—447. III 578—580. Kl. Sch. I 310—314.

unseres Herrn Jesu Christi und unseren „Vater", und so treten auch wir in diesen letzten Abschnitt unserer Abhandlung ein.

---

5. Kapitel.

Gott und Mensch.

Der Mensch soll, soviel an ihm ist, das grösste Glück in die Welt zu bringen suchen. — Liebe!

Aus den starren Klüften eintönigen mechanischen Zusammenhangs der Stoffe traten wir hinaus an das Tageslicht einer Welt lebendigen, empfindungsvollen, persönlichen Einzeldaseins; je mehr wir aus diesen frohen Thälern und von den so belebten, sanft niedersteigenden Berglehnen weiter emporklommen zu den Gipfelpunkten, traten die einzelnen Dinge und Wesen wieder in die Schatten der dunklen Tiefe zurück; grosse, mächtige Einheit des Daseins umfing uns, bis endlich das himmlische Licht uns ganz zu sich emporzog, der geblendete Blick das irdische Dasein fast zu sehen verlernte, und Gott allein, der in dem himmlischen Lichte sich offenbarte, uns allen Raum des Seins zu erfüllen schien. Was der Gott sei, der in diesem Licht wohnt, was der Inhalt seines Wollens, Wirkens, das lehrt uns nicht mehr irgend eine logische Erörterung. Ja, das Verlangen, eines solchen Erweises würde zu dem Widerspruch führen, Gott von einem Höheren abhängig zu denken, welches den zwingenden Grund seines Daseins enthielte. Wir können ihn nur vorfinden wie er ist, anschauen, verehren, lieben. Wie aber, wenn auch die Gottesthaten, die wir erleben und aus der Erinnerung der Zeiten schöpfen, uns nicht über den Sinn der Schöpfung, über das Herz der Gottheit zu belehren im stande sind? Ohne Verständnis stehen wir vor der Welterfahrung, vor der Menschengeschichte: Wehevolle Geschicke, Bosheit und Wahn, erfolgloses Zerschellen des edelsten Willens an dem Felsen unwandelbarer menschlicher Thorheit und Niedrigkeit! Und dennoch giebt es einen Weg, Gottes Innere uns aufzuschliessen. Es ist der Weg des Idealglaubens!*)

Zu unbefangen und selbstvertrauend hebt der Glaube an ein lebendiges Eingreifen der zweckmässig wirkenden

*) Im Nachruf Seydels in „Nord und Süd" 82, Bd. 21.

Vernunft nur die schönen Seiten des Daseins hervor und vergisst einstweilen die Schatten; indem er die unendliche Harmonie der organischen Körper und ihren sorgfältigen Bau für die Zwecke des geistigen Lebens bewundert, gedenkt er nicht der bitteren Konsequenz, mit welcher dasselbe organische Leben Hässlichkeit und Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, nicht der mannigfaltigen Störungen, welche die Erreichung selbst bescheidener menschlicher Ziele hindern. Wie wenig kann daher diese Auffassung der Welt, für welche die Gegenwart des Uebels ein vielleicht nicht unlösbares, aber ungelöstes Rätsel ist, durch ihren Angriff eine Gewohnheit der Betrachtung zu überwältigen hoffen, die in der Beobachtung unzählige einzelne Bestätigungen findet und unzugänglich ist für das Gefühl des allgemeinen Mangels, von dem wir sie gedrückt glauben. Wenn wir von dem göttlichen Ursprunge und dem himmlischen Ziele der menschlichen Seele sprechen, haben wir Ursache, einen bekümmerten Blick auf den Staub des Geisterreichs zu werfen, dessen Leben uns häufig so fruchtlos scheint und seine Aufgabe völlig verfehlend; aber keineswegs hebt eine verkümmerte gesellschaftliche Lage, welche alle Aeusserung des geistigen Lebens unterdrückt, die hohe Bestimmnng auf, für welche auch diese niedergedrückten Bruchstücke der Menschheit dennoch berufen sind. Auch die Kämpfe und Mühen des Lebens erscheinen einem gesammelten Ueberblicke zuletzt als eine Uebung, deren Wert nicht eigentlich in der Erreichung eines Zieles liegt. Die irdischen Zwecke mögen in nichtige Kleinheit zusammenschwinden im Vergleich mit der Endbestimmung, die wir ahnen; der Gegensatz zwischen unseren körperlichen und geistigen Dasein mag kein letzter und unversöhnlicher sein. Und wenn uns nach den bitteren Erfahrungen des Lebens diese Welt der Wahrnehmung nicht mehr als die der Wahrheit, sondern als die eines trüben Scheines gilt, so wird sie dennoch durchsichtig für eine bessere Welt des wahrhaften und idealen Seins, in welche hinüber die Begeisterung unseres Gemütes sich flüchtet, auf sie richten sich unsere sehnsüchtigen Blicke, und an jenem Ewigen und Unendlichen gemessen verlieren die bitteren Gegensätze des Lebens ihre Schärfe und Bedeutung.

Nicht ganz gerecht wird andererseits behauptet, an ein höchstes Gut, ein überirdisches Leben, eine ewige Seligkeit glaube man nur, weil man sie wünsche. In der That beruhen diese Meinungen auf einer sehr breiten, obgleich unzergliederten Grundlage der Wahrnehmung; sie gehen von

der Thatsache dieser gegebenen Welt aus, in welcher sie unerträgliche Widersprüche befürchten, wenn wir jene der Wahrnehmung entzogenen Fortsetzungen des Weltbaus nicht als wirkliche Ergänzungen des Wahrnehmbaren anerkennen wollten. Wir halten eine Weltansicht für unvollständig, die ein unvergoltenes Verschwinden des Guten für möglich hält und durch diese Ueberzeugung, die ja für sich selbst nie ein Motiv zum Handeln sein kann, die Freudigkeit zum Handeln verkümmern lässt. Doch freilich nicht allein, damit die Welt in sich zusammenstimme und vollkommen sei, knüpft das Christentum die Seligkeit als Folge an die sittliche Treue, sondern allerdings stellt es die Krone des Lebens, die es versprach, als das Motiv hin, welches jene Treue bis zum Tode stärken soll. Und die gegnerische Meinung sucht ungeachtet ihres Leugnens dennoch ein Gut: die Selbstachtung. So sind die Gegensätze: Eudämonismus der Selbstachtung und Eudämonismus der Demut, die sich nicht genügt und die ihr höchstes Gut darin sucht, nicht vor sich selbst, sondern vor Gott zu bestehen und von ihm geliebt zu sein. Das christliche Gut liegt nicht in dem blossen Vorhandensein einer nach sittlichen Ideen geordneten Welt des Seins und Handelns, sondern allein in der Seligkeit, die der Genuss dieser Welt ist. Dadurch, dass das Christentum bis zu dieser letzten Konsequenz die Verehrung alles blinden thatsächlichen Seins aufhebt und den süssen Kern der Seligkeit als das letzte Geheimnis offenbart, um deswillen der ganze Aufwand einer Schöpfung und eines Weltlaufes gemacht ist: dadurch ist das Evangelium eine frohe Botschaft; eine erhabene Botschaft, eine grandiose, hat es nie sein wollen und ist es doch geworden, weil es jene war. Das Christentum hebt nicht allein das Geisterreich als die allein wahre Welt hervor, in der Gott wirkt, sondern der Mensch ist auch nicht mehr nichts vor ihm. Die Hoffnung freilich, durch eigene Kraft selig zu werden, ist ihm genommen; aber der Einzelne ist Gottes Kind und alle Menschen seine Kinder. Jede Seele hat einen ewigen und unaufheblichen Wert; jede Persönlichkeit ist ein Heiligtum, das Schonung verlangt; jeder einzelne Menschengeist hat ewige Bedeutung im Christentum. Sowie wir Wert darauf legen, die Grundsätze unseres Handelns in aller Reinheit der Selbstlosigkeit zu erhalten, so haben wir ein gleiches Interesse daran, dass die Welt selbst uns als ein sinnvolles und würdiges Ganze erscheine. Nicht um unseres Glückes willen verlangen wir unser Glück, sondern weil der Sinn der Welt sich in Widersinn verkehren würde,

weisen wir den Gedanken zurück, dass ins Endlose die Arbeit vergehender Geschlechter nur denen zu gute komme, die ihnen folgen, für sie selbst aber unwiederbringlich verloren gehe. Es muss eine wertvolle und heilige Ordnung in der Welt geben. Sich selbst mag jeder, um die Reinheit seiner Gesinnung zu bewahren, von dem Glück einer beständigen Erhaltung ausschliessen; aber er wird nicht vermeiden können, sie für andere zu verlangen, wenn nicht die Welt selbst mit dem ganzen Aufgebot ihrer geschichtlichen Entwickelung als ein unverständlicher und vergeblicher Lärm erscheinen soll. Die Ahnung, dass wir nicht verloren sein werden für die Zukunft, dass die, welche vor uns gewesen sind, zwar ausgeschieden sind aus dieser irdischen, aber nicht aus aller Wirklichkeit, und dass, in welcher geheimnisvollen Weise es auch sein mag, der Fortschritt der Geschichte doch auch für sie geschieht: dieser Glaube erst gestattet uns, von einer Menschheit und von ihrer Geschichte so zu sprechen, wie wir es thun. Unser Gemüt verlangt, dass nicht alles in der Welt Mechanismus, sondern dass einiges auch Freiheit sei, dass nicht alles zu dem werde, wozu es äusserliche Bedingungen machen, sondern dass einiges wenigstens sein Wesen und seine Zukunft sich selbst gestalte. Es giebt keine wirklichen oder realen Dinge oder Wesen, die blos wären, wie man sagt, sondern nur solche, die in irgendeiner mehr oder minder entwickelten Form, sei es des Gefühls oder des Bewusstseins, jenen allgemeinen Charakter des Fürsichseins besitzen, durch den sich die Gesamtheit der geistigen Welt von dem blossen Sein für anderes unterscheidet, von diesem Sein, welches als blinde, bewusstlose und selbstlose Existenz mit Unrecht uns einen anderen Teil der Wirklichkeit zu bilden scheint. Blindes Sein ist an sich selbst nicht geringer als bewusstes, Selbstbestimmung nicht vornehmer als Bestimmtsein durch anderes, Freiheit nicht wertvoller als Bedingtheit; wir nehmen alle für das eine Glied dieser Gegensätze doch nur Partei um des inhaltvollen Gutes oder Glückes willen, dem nur Bewusstsein, Selbstheit und Freiheit als Vorbedingungen seiner Verwirklichung dienen können. Ueber den Geist hinaus kennen wir nichts noch Höheres. Die Anstrengung, das zu denken, was weder Geist noch Natur wäre und dennoch in seinem Wesen den lebendigen Keim zu beiden enthielte, verliert sich deshalb in eine leere Sehnsucht, welche nur durch die Namen des Unendlichen, des Unbedingten, des Absoluten, das Ueberschwengliche,

das sie meint, bezeichnet, aber keinen Inhalt angeben kann, der das wäre, was sie sucht.*)

Die unvertilgbare Idee eines verbindlichen Sollens, die unsere Thätigkeit und unsere Gefühle begleitet, die Selbstbeurteilung des Gewissens unterscheidet das menschliche Wesen als Glied eines Geisterreiches von der leidenschaftlichen Naturlebendigkeit der Tierwelt. Ist dieses fordernde Ideal das Unendliche, so mögen wir sagen, dass die Fähigkeit, des Unendlichen inne zu werden, die auszeichnende Gabe des menschlichen Geistes ist, und dass nicht die Erfahrungen und ihr noch so vielfacher Inhalt durch seine Einwirkung uns diese Fähigkeit anerzogen hat, sondern dass sie unmittelbar in der Natur unseres Wesens begründet, nur zu ihrer Entfaltung der begünstigenden Bedingungen der Erfahrung bedurfte. Die untrügliche Stimme des Gewissens wird in keinem ganz schweigen; aber was ist es, das sie bejaht und befiehlt? Das was ist, klärt uns nicht auf über das, was wir sollen, wenn wir nicht vorher wissen, was das soll, was das ist. Von der Stimme unseres Gewissens und von dem, was wir als Offenbarung verehren, führen nur sehr schwankende Brücken zu unsicheren Fernsichten auf den Bau und den Plan des Weltganzen. Dass wir nicht beständig irren, kann nur der Glaube lehren, jener Zusammenhang werde von dem einzig absoluten Zweck des Guten beherrscht. Ein unbedingtes Sollen ist undenkbar, nur ein bedingtes, das Seligkeit schafft. Richtig und normal ist die einzelne endliche Erscheinung, der nichts fehlt, was ihre Idee verlangt; aber sie ist gleichgültig, wenn sie nicht mehr leistet; hässlich, wenn sie innerhalb widerwillig geachteter Schranken, in allem, worin sie frei ist, sich gegen den Sinn ihrer Idee entwickelt; schön, wenn sie jeden unvorgeschriebenen Einzelzweck in Formen bildet, die diesem Sinn entsprechen. Aber wer lehrt uns diesen Sinn? Was ist die Stimme des Gewissens? So wie der Mensch geht und steht, wie alle seine Verhältnisse ihn gebildet haben, sehr Verschiedenes. Wer nichts erlebt hat, den macht die Einsamkeit nicht weiser, und der Umgang mit den Erscheinungen der Natur und mit den Gedanken, die ein der menschlichen Gesellschaft entzogenes Gemüt noch hegen würde, könnte zu keinem anderen Frieden als zu dem führen, welchen das Tier besitzt. In der menschlichen Gesellschaft liegt unser Arbeitsfeld. Die Meinung,

*) Log. 566. Gesch. d. Aesth. 119—121. D. Met. 75. Mikr. I 424. III 358—361.

welche wir von dem Wert der Dinge und von der Tendenz des Weltlaufes fassen, bestimmt unvermeidlich auch die andere von der Bedeutung und dem Werte der individuellen Persönlichkeit, von den Ansprüchen, die wir erheben zu können glauben, von den Zielen, die wir mit Hoffnung auf ihre Erreichung uns setzen dürfen; von den Pflichten, die uns obliegen. Ist der Mensch überhaupt bestimmt, erst durch eigene Thätigkeit zu werden, was sein Begriff ihm zu sein befiehlt, so wird er auch die Ideale seines Thuns nicht als ein fertiges Geschenk seiner Organisation in sich finden, sondern im Laufe seiner Entwickelung sich ihrer zu bemächtigen haben. Zwei Faktoren wirken zusammen: die entwickelnde Kraft der Erfahrung und das ursprüngliche Vorhandensein des Keimes, auf den sie wirkt. Und schätzen wir demütiger das, was wir hier leisten, nicht höher als zu dem Werte eines Uebungsbeispieles, so können wir mit allem Ernst der Vorbereitung zu einem hohen Ziel zugleich die ruhige Entsagung verbinden, die es sich gefallen lässt, dass unsere Versuche hier ohne Fortschritt und bleibende Folgen sind. Aber ein sittliches Gefühl warnt uns stets, etwas aufzugeben, was wir nicht begreifen, und ruft uns zu, doch auch in dem irdischen Fortschritt der Geschichte ein wirkliches Gut zu ehren. Die wunderbare Erscheinung der aufopfernden Arbeit und widmenden Liebe mag wohl den Glauben in uns befestigen, dass es noch einen höheren Zusammenhang giebt, in welchem das Vergangene nicht blos nicht ist, in welchem vielmehr alles, was der zeitliche Verlauf der Geschichte unerreichbar für einander trennt, in einer unzeitlichen Gemeinschaft mit und neben einander ist, in welchem endlich die Güter, die dieser Verlauf erzeugte, auch denen nicht verloren sind, die sie gewinnen halfen, auch ohne sie zu geniessen.*)

Religiösität ist das Lebensgefühl, in welchem das Bewusstsein der eigenen Gebrechlichkeit mit dem anderen eines nichtsdestoweniger ewigen Weltberufes verschmolzen ist und die Ueberzeugung eines engen Zusammenhangs zwischen unserem irdischen Dasein und dem geheimnisvollen Ganzen des Weltbaus gleichwohl die Empfänglichkeit für die kleinen Aufgaben des ersteren nicht mehr trübt. Das gelingt durch die Kraft eines grösseren und lebendigeren Glaubens, der eine Gewissheit dessen gewährt, was kein Erkennen fasst, sowohl dessen, was es ist, als dessen, dass, es ist, kraft einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung auf

*) Mikr. III 48—50. 310—313. 336 f. II 342

das Innere unseres Gemütes, der der Stimme der inneren Erfahrung und des Gewissens nicht geringere Bedeutung als dem Zeugnis der Sinne beimisst, das Zeugnis der Sinne nicht umdeutet, nach einem vorgeblichen höheren Wissen, in allem aber sich bescheidet, dass Zeit und Stunde zu wissen für die Erfüllung unserer Ahnungen Gott allein sich vorbehalten hat. Alle religiöse Wahrheit soll ein sittliches Gut, nicht Beschäftigung der Neugier sein. Das religiöse Gefühl offenbart uns, dass der Inhalt des Weltzweckes die Liebe ist, und dass alle übrigen Werte nur diesem göttlichen Urquell alles Lebens entspringen. In den unermesslichen Zusammenhang des Daseins erscheint das irdische Leben in dem Sinne einer Vorarbeit. einer bildenden Prüfung eingereiht, nicht zwecklos und bedeutungsleer als eine vergängliche Gegenwart, der keine Zukunft folgte, nicht Selbstzweck andererseits oder so unaufheblich, dass jeder Irrtum dieser Schule zu einem unwiderruflichen Verhängnis würde. Die Gewissenhaftigkeit, der Ernst und die Liebe, die das Gemüt der Arbeit dieses Lebens zuwenden soll, entspringen aus dieser Vorstellungsweise zugleich mit dem grösseren Ernste und der Heiterkeit des Bewusstseins, dass den Unvollkommenheiten irdischer Bestrebungen ihr Stachel genommen sei; denn nicht das erarbeitete äusserliche Ergebnis, das gering sein mag, sondern die Treue des Arbeitens selbst ist ihr Ziel und unser Beruf. Wir glauben uns zur Mitarbeit an dem Aufbau einer übersinnlichen Weltordnung berufen, und wie unklar uns auch der Plan der letzteren und der Sinn unseres eigenen Beitrages zu ihr bleiben mag, so fühlen wir doch, dass alles, was uns als Pflicht erscheint, den letzten Grund seiner Verbindlichkeit darin hat, dass es nicht nur dem Begriffe unserer thatsächlich vorhandenen Natur, sondern ihrer Bestimmung entspreche, der Bestimmung in der Bewegung nach dem Ziele hin, das uns vorwärts gesetzt ist. Um den Willen Gottes zu bestimmen, besitzen wir kein anderes Mittel als die Verbindung unserer theoretischen Weltbetrachtung mit unseren sittlichen Gefühlen selbst. Aber mag auch, und ohne Zweifel werden wir bei diesem Glauben stehen bleiben, ein unaustilgbarer Keim des Guten in dem Gewissen dem menschlichen Geiste angeboren sein, mag ferner schon die Güte des menschlichen Naturells dafür sorgen, dass nicht überall und schlechthin dies allgemein formelle Rechtsgefühl Verhältnisse sanktioniere, die der wahren Aufgabe der Humanität widersprechen, so werden wir doch ebensosehr bei der Ueberzeugung beharren müssen, dass das naturwüchsige Gemüt

des Menschen keineswegs die klare Einsicht in alle sittliche Gebote erzeugt, die uns so natürlich erscheint, weil der Quell der christlichen Erziehung sie uns mühelos darbietet.

Wir sehnen uns nach jener Einheit des wahrhaftesten Seins, in welcher das höchste Glück Bestand hat, ohne an die tausend Bedingungen bestimmter Lagen gebunden zu sein, in welcher ein unmittelbares Verständnis der Geister alle äusserlichen Wege der Wechselwirkung überflüssig macht, in welcher endlich Schöpfer und Geschaffenes in eine Gemeinsamkeit des Lebens verschmelzen, für deren ahnungsvolle Tiefe kaum die edelste Mystik genügende Ausdrücke darböte. Aber so wenig die Wahrheit der Einheit zu leugnen ist, ebenso gewiss liegt unser irdisches Leben nicht in ihrem Gebiete, sondern in dem Bereiche der Zweiheit und des Gegensatzes. Und überall ist die Einheit, in die wir uns sehnen, mit einem anderen einzugehen, nur die vollständige Gemeinschaft der Mitteilung, der gegenseitige Mitgenuss des fremden Wesens, aber nie jene trübe Vermischung, in der alle Freude der Vereinigung zu Grunde geht, weil sie mit dem Gegensatz auch das Dasein dessen aufhebt, was seine Versöhnung empfinden konnte.

Wir halten im Leben stetig das stille Bewusstsein fest, dass jeder unserer Augenblicke in der Hand Gottes steht, ohne dass wir doch seinen Namen in der Beurteilung jedes kleinen Ereignisses missbrauchen möchten, dessen besondere Abhängigkeit von seinem Willen wir gar nicht verstehen. Und wenn die Seele, sich auf sich selbst besinnend, jede erreichte Lage zum Ausgangspunkt einer neuen und höheren Entwickelung macht, so hat sie dadurch in einem noch höheren Sinne als sie früher Einheit war, sich zur Einheit selbst gemacht, und die gleichgültige Vielheit ihrer zufällig veranlassten Selbsterhaltungen in den Zusammenhang einer fördernden Entwickelung verbunden.

Das, was als höchstes Prinzip unseres Handelns gelten soll, muss auch als Prinzip des Daseins betrachtet werden. Was in unseren Gedanken und in unserem Leben das Unbedingte und Höchste sein soll, muss auch durch unbedingten und höchsten Wert seines Inhaltes diese Anerkennung verdienen; es muss heilig sein. Das Heilige aber ist unantastbar ausserhalb dessen, für den es ist. Der gesamte Weltplan aber bedarf eines innersten Kernes, der angeschaut, sich selbst sogleich in seiner Wahrheit und Heiligkeit bejaht: Seligkeit: Gott. Nur in der ewigen Seligkeit liegt das letzte Ziel aller Weltführung, das Ziel, zu dessen Verwirklichung alles ist,

wie es ist, und jede Gesetzlichkeit der Welt befiehlt, was sie befiehlt. Was für Gott die begreifliche Konsequenz seiner höchsten Absicht sein konnte, das muss für uns eine unableitbare, unserem Geist eingeborene Gewissheit sein, keiner Rechtfertigung bedürftig, sondern der Quell und Massstab der Rechtfertigung für alle Handlungen, durch die wir innerhalb des irdischen Lebens einen Teil unserer ewigen Bestimmung zu erfüllen suchen. Das freilich gilt nur, wo man von dieser unserer Bestimmung mit Lotze überzeugt ist. Das wahrhaft sittliche Gefühl sieht zuerst das Reine, Grosse, Göttliche; die unauflösliche Verbindung aber, in der dieses alles mit der Welt der Sinne steht, erscheint ihm als ein Verhängnis seiner eigenen Endlichkeit, das aber nicht vermag, die Zuversicht zu dem Werte der Güter aufzuheben, die nur in dieser Vermittelung uns zugänglich sind. Das religiöse Gemüt weiss, dass alle Erscheinungen der Begeisterung, Verehrung und des Gefühls, einem Ideale verpflichtet zu sein, nicht erklärlich sind als Wirkungen eines absichtslosen Prinzips, sondern eines Weltzweckes innerhalb der Geisterwelt. Es ist nicht zu begreifen, worin der „Wert" eines Handelns bestehen soll, wenn dadurch nicht irgendwo in der Welt ein „Gut" erzeugt werden soll. Unser Gewissen belehrt uns hinlänglich, dass das Streben nach „eigenem" Glück an sich gleichgültig und blos natürlich ist, dagegen sittlich löblich nur das Streben nach Verwirklichung fremden Glückes, wenn schon in dem Begriffe der Seligkeit unser eigenes Wohl miteingeschlossen ist. Es giebt keine inhaltslose Lust. Wir müssen uns bescheiden, im religiösen Glauben die gegebene Welt als thatsächlich zur Verwirklichung des höchsten Zweckes berufen zu denken, ohne die Gründe dieser Berufung noch weiter erforschen zu können.*)

Wir mögen uns als Geschöpfe unseres eigenen Willens nur da betrachten, wo wir in sittlicher Selbstbeurteilung Wert oder Unwert einer einzelnen Handlung auf uns zu nehmen haben. Die sittliche Beurteilung von Handlungen wird mittelbar zwar sehr gewichtig mitbestimmt durch die Genauigkeit, mit welcher unsere sinnliche Auffassung einen Thatbestand darstellt, und durch die Lebhaftigkeit, mit welcher nach der beständigen oder augenblicklichen Stimmung unseres körperlichen Befindens sich teils andere Vorstellungen umsichtiger oder verworrener an diesen Thatbestand anknüpfen,

*) Mikr. I 451. II 55. 411. 461. 366—340. Kl. Sch. II 280. D. Relphil 72—77. Nord und Süd B. 21. 352 f.

teils Gefühle seinen Wert messend sich entwickeln. Aber dennoch wird keine Erregung eines körperlichen Organs der Seele in dem wesentlichen Punkte, in der Fällung des moralischen Urteils, selbst beistehen können. Handlungen, soweit ihr völliger Thatbestand uns klar ist, sind wir berechtigt, zu billigen oder zu missbilligen; die feinen Fäden aber zu prüfen, welche diesen Thatbestand mit Wert oder Unwert der innersten Persönlichkeit verbinden, hat Gott allein sich vorbehalten, und es ist sinnlose Ueberhebung, wenn wir mit gelassener Allwissenheit zergliedern zu können glauben, was sich stets unserer Untersuchung entzieht. Gut sind nicht die Handlungen als geschehende Ereignisse, nicht ihre Erfolge als gestiftete Thatsachen, sondern nur der Wille, der sie erzeugt; auch er nicht als blos vollbringender Trieb, sondern als Ausfluss einer Gesinnung. Soll die Gesinnung das eigene Wohl einem anderen nachsetzen, so kann dieses andere nur in fremdem Glück gefunden werden, und sie ist gut nur durch diesen Beweggrund ihrer Hingabe. Das Gut an sich ist die genossene Seligkeit; die Güter, die wir so nennen, sind Mittel zu diesem Gut, aber nicht selbst das Gut, ehe sie in ihren Genuss verwandelt sind. Gut aber ist nur die **lebendige Liebe,** welche die Seligkeit anderer will, und sie ist eben das Gute an sich, das wir suchen. Aber lebendige Liebe, warme, treue, hingebende! Streit dagegen gegen jegliche Verehrung leerer Formen! Der christlichen Ethik wird diese Darstellung der Liebe am besten gelingen, des Heilands einziger Botschaft.*)

Uns erscheint der Inhalt der wesentlichsten sittlichen Gebote so klar, dass wir meinen, ihre innerliche Notwendigkeit müsse sich ebenso unmittelbar aufdrängen, wie sich die einfachsten Grundsätze der Erkenntnis wenigstens als unbewusste Uebung allen Völkern aufgedrängt haben. Aber doch auch uns belehrt die Erfahrung des Lebens, wenngleich in geringerem Masse, von der Verschiedenheit des Inhalts, den einzelne Gemüter mit gleicher Ueberzeugung und Religiosität als die verpflichtende Aufgabe ihres Handelns festhalten. Auch die Welt der sittlichen Ueberzeugungen ist ein Ergebnis der Bildung. Weit entfernt als eine nebenherlaufende Zugabe, nur aus der Uebung unserer vorstellenden Thätigkeit zu entstehen, beruht das Sittliche vielmehr auf diesem Grunde des Gefühls, das weit eigentümlicher als die Erkenntnis die wahre Natur des Geistes bezeichnet und mit seinem Einfluss auf

*) Mikr. I 363. III 614—621. Kl. Sch. III 2. 547.

die offenbarste Weise auch in die Bemühungen unseres erkennenden Verstandes hinübergreift. Dasjenige, wozu wir in unserem Gewissen uns gegen andere verpflichtet fühlen, das bildet das Recht dieser anderen gegen uns und wird nun zu unserem Rechte nur, sofern wir in den anderen dasselbe Gefühl der Verpflichtung gegen uns voraussetzen dürfen. Nur eine sehr engherzige Moral beschränkt die Aufgabe der Sittlichkeit auf das Gebiet der Handlungen, die nach gewöhnlicher Meinung allein der Verantwortung unterliegen; jene vollkommene Sittlichkeit, deren Erscheinung wir in der Schönheit zu finden hoffen, gebietet, dass auch alle anderen Regungen unseres Inneren, der Verlauf unserer Vorstellungen, der Wechsel unserer Stimmungen und Begierden und alle Nachwirkungen unwillkürlicher Reizbarkeit denselben Formen sich fügen, welchen das sittliche Gebot zunächst allerdings die Gesinnungen unterwirft, welche sich in Handlungen äussern. Die sittliche Pflicht darf nicht ihr Gefühl von Kleinem hoch aufregen lassen und unaufregbar bleiben für Grosses, denn wie Handelnde gegen die Rechte von Personen, so müssen wir Fühlende gerecht sein gegen den Wert der Dinge und ihre Reize. Es ist die Summe der Weisheit, das Geringe nicht zu vernachlässigen, aber es nicht für gross auszugeben, nur für das Grosse sich zu begeistern, aber im Kleinen getreu zu sein. Dem sittlich durchgebildeten Charakter ist jede unentschiedene Verwickelung der Verhältnisse, jede Ungewissheit über Ansprüche, die er zu machen oder zu befriedigen hat, jede Unklarheit seiner Beziehungen zu anderen ebenso zuwider wie eine Unreinlichkeit seines Körpers. Und sittliche Schwäche ist's, die freilich so gern ein vornehmes Gewand anzieht, die nicht ausdauernde Kraft hat, Ideale der Jugend festzuhalten, und die dann kühl, als wenn sie ja längst alles überlegt hätte, als eitlen Traum abweist, was sie aus Traum zur Wirklichkeit zu machen zu träge ist. Das Christentum endlich bildet die Ueberzeugung aus, dass eigentlich jeder Mensch nur zum Dienste für andere berufen sei, dass das Bestreben, in seiner eigenen Person alle möglichen Vortrefflichkeiten zu konzentrieren, im Grunde nur ein glänzendes Laster sei, die wahre Sittlichkeit aber im völligen Aufgeben des eigenen Selbst und in der Aufopferung für andere bestehe, die aber nicht unbedingt ist, da sie, von allen geübt für alle, gar kein angebbares Resultat erzeugen würde: Hingabe vielmehr unbedingt an Einen, für die anderen thätige Liebe, die aus diesem Einen fliesst, also weder Asketik noch Kontemplation.

Schön ist das, dessen Eindruck nicht überhaupt nur mit

irgend einer inneren Ereignisreihe, sondern wesentlich mit demjenigen Gefüge des Ablaufes übereinstimmt, den unsere Vorstellungen und Strebungen unter der alleinigen Herrschaft unserer sittlichen Bestimmung annehmen; und sittlich ist, nicht nur den allgemeinen Anforderungen der Sittlichkeit genügen, selbst nicht ihre vereinzelten Züge in einen gemeinsamen Einklang des Gemütes zu vereinigen, vielmehr ist es ein höherer Ernst der Sittlichkeit, zugleich auf das zu achten, was in den Ereignissen und dem Seienden lebt und webt und einem späteren Ziele entgegenreift. Aber nicht nur das Handeln füllt die menschliche Bestimmung aus, auch der Erkenntnis mag ein Urbild vorschweben, in dem die Mannigfaltigkeit des Gegebenen unter Beziehungen vereinigt ist, auf die selbst in unserer gewöhnlichen Beurteilung wenigstens ein Streiflicht der sittlichen Wertgebung fällt. Das Gute in einzelnen Handlungen sich erschöpfend, hat seinen Wert der Gesinnung zwar in sich selbst; aber es erscheint auf ein einzelnes Verhältnis bezogen, in dessen Festhaltung oder Aenderung der Gewinn ruht, den die sich vollziehende gute That der Gesamtheit des Daseins zubringt. Das Gute ist das Schöne. Hässlichkeit kann keine Aufgabe des Weltinhaltes sein, ebensowenig jene Selbständigkeit der Mittel den Zwecken gegenüber, aus der sie hervorgingen. Aber dies Widerspenstige kann eine notwendige Vorbedingung des Höheren sein: Wäre das Gute, die Schönheit allgemein, würde es, sie nur den Gegensatz gänzlich verdecken, in dessen Versöhnung sie besteht. Das Schöne, Gute soll die Wunden aufzeigen, die es heilt und durch Ueberwindung einer inneren Anlage zur Hässlichkeit sich selbst den Glanz der Erhabenheit geben, der der unbefangenen, kampflosen Schönheit und Tugend nicht zusteht. Die offen gelassene Möglichkeit des Bösen ist eine Bedingung für die wertvolle Verwirklichung des Guten. Die bange Angst des Gefallenseins aber wird deutlicher sich in die Schuld des Gewissens und in jene Mängel der natürlichen Bildung trennen, die nur durch eine selbstthätige Erhebung des Geistes, der im Gefühle seiner Kraft ihrer spottet, ohne sie zu fürchten, wahrhaft überwunden werden. Im übrigen ist das Dasein des Uebels und des Bösen in der Natur und Geschichte ein unüberwindliches Rätsel. Dreierlei Erklärungen sind gemacht:

1. Metaphysisch: es sei notwendig. Allein es ist mit nichts zu beweisen, dass die ewigen Wahrheiten an den Uebeln in der Welt schuld wären; auch bedeutete es eine Einschränkung der göttlichen Allmacht.

2. Pädagogisch: aber das Uebel in der Tierwelt? Mangelhaft organisierte Naturen werden erzogen, warum wurde denn nicht alles gleich vollkommen erschaffen?

3. Religiös-mystisch: das moralisch Böse verursacht das physische Uebel. Aber warum musste die böse Gesinnung eine physische Folge haben? Warum müssen Unschuldige leiden? Jeder Abfall geschieht in der einzelnen Seele; nie allgemein. Um aus dem Lichte der Schönheit Farbe zu gewinnen, darf der Schatten nicht fehlen. Das wahre Hässliche ist, wo dieselben Mittel, durch welche die Erscheinung ihre Schönheit auszubilden berufen war, dieser Aufgabe zuwider zu einer Gestaltung benutzt werden, die an Lebendigkeit, Reichtum der inneren Gliederung und Folgerichtigkeit, kurz an allen formalen Trefflichkeiten dem Schönen nicht nachsteht, aber absichtlich alle diese Vorzüge missbraucht, wie der böse Wille die Mittel der Kraft und der Einsicht. Die Uebel aber enthalten ein starkes Motiv, um die Gleichgültigkeit der Individuen gegen einander aufzuheben und ihnen, indem sie sie zu lebendigem Mitgefühl und thätigem Zusammenwirken aufrufen, ihre ethische Bestimmung nahe zu führen. Wir begnügen uns, dass unsere menschliche Weisheit zu Ende ist, und dass wir die Lösung nicht begreifen, an die wir glauben: Gottes Wille bestimmte die einen zum Leben der Liebeseinheit in Ewigkeit, die anderen der Liebe Fremden zum Entstehen und Vergehen, wie Produkte der Natur. Das Gebot: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig", gilt dem Menschen und gilt ihm als ein durch die lebendige Liebe erfüllbares.*)

Mit entschiedener Klarheit hat erst die christliche Gesittung den Gedanken der Zusammengehörigkeit aller Völker entwickelt und aus dem Begriffe des menschlichen Geschlechtes den der Menschheit gebildet, dem wir nicht gewohnt sind, einen ähnlich gemeinten Begriff der Tierheit an die Seite zu setzen. Menschheit meint nicht nur gleichgültige Beispiele eines Allgemeinen, sondern vorbedachte Teile eines Ganzen, das in den Rahmen fällt von der Schöpfung bis zum Gericht. Indem das Christentum diese Ueberzeugung entwickelte, schloss es sie zugleich an die Stammsage des hebräischen Volkes an, in welchem früher schon ähnliche, dem klassischen Altertum ebenso fremde wie ihm überlegene Anschauungen Macht gehabt hatten, ohne doch alle Beschränkt-

*) Mikr. I 277, II 406, III 610. Kl. Sch. I 301—340. D. Prakt. Phil. 37. D. Relphil 77—81. Gesch. d. Aesth. 334.

heit volkstümlicher Auffassung abgestreift zu haben. Auch die Zweiheit des ersten Elternpaares hat schon dem Sinne der mosaischen Urkunde ein noch zu zerstreuter Anfang geschienen; sie liess selbst die Mutter des menschlichen Geschlechtes auf wunderbare Weise aus dem einzigen Stammvater, diesen unmittelbar aus der Hand Gottes hervorgehen. Die Lieblichkeit und religiöse Tiefe des Sinnes, aus dem diese Vorstellungen entsprangen, wird ihres Eindruckes auf unser Gemüt nie verfehlen. Aber es ist zweifelhaft, ob wir damit eine geschichtliche Thatsache erraten, oder ob wir auch nur ein unabweisliches Bedürfnis danach haben. Die sich ergebenden sittlichen Forderungen wären in beiden Fällen gleich. Nach den Thatsachen, welche sind und soweit sie sind, haben wir unser sittliches Verhalten einzurichten, niemals aber nach ungewissen historischen Umständen, welche vielleicht gewesen sind, und deren Wirklichkeit die Dringlichkeit unserer Verpflichtungen um gar nichts steigert. Zu den gewesenen Thatsachen aber rechnen wir mit Bedacht jene Einheit des Ursprunges, falls sie stattfand. Eine gewesene Einheit ist es nicht, die lebendige Gegenwart ist es, was sittlich ist. In der treuesten Schilderung der ewig wiederkehrenden Grundzüge des menschlichen Lebens wie in dem majestätischen Ausdrucke der Erhabenheit des Göttlichen sind die Erzählungen und die Gesänge der Hebräer ein unsterbliches Muster geworden. Dadurch wirken ihre Gestalten erhaben, dass sie ohne allen Schmuck in durchsichtigster Natürlichkeit dahinwandeln, als gäbe es gar nichts in der Welt, was das Recht des Menschen in Frage stellen könnte, so zu sein wie er ist, und so wie er ist, sich als die letzte Absicht der irdischen Schöpfung zu wissen; bei all den tief empfundenen Naturschilderungen mit ihrer unnachahmlichen Schönheit und Lieblichkeit ist überall Gott, der Allmächtige, der Grundton. Der starke und eifrige Gott, der die Gerechtigkeit des Herzens will und die Sünde verfolgt und rächt um der Sünde willen; der Schöpfer von allem, damit alles gut sei, der Herr seines auserwählten Volkes! Nicht in dem Taumel eines ewigen Naturkreislaufes, sondern in der Geschichte lebten sie. Unter den theokratisch geordneten Völkern des Orients erscheinen uns die Hebräer wie Nüchterne unter Trunkenen, dem Altertum freilich dünkten sie die Träumer unter den Wachenden zu sein. Und dann erfüllten sich plötzlich die messianischen Weissagungen. Als eine geschichtliche Wirklichkeit, nicht nur als eine neue Lehre zu den vielen Lehren der Vergangenheit wurde von begeisterten

Jüngern der neue Bund mit Gott verkündet; und der Inhalt der Verkündigung widersprach der Hoffnung nicht, in der lange vergessenen Verknüpfung des Weltlebens mit dem Ueberweltlichen endlich die wahre Befriedigung der suchenden Sehnsucht zu finden. In der Person Christi war in vertiefter Bedeutung vereinigt, was vom Messias gehofft war: die abschliessende Prophetie der endgültigen Offenbarung, das hohenpriesterliche Mittleramt der Versöhnung durch das Opfer, welches der Mittler selbst ist, die königliche Gewalt des Herrn über die Gemeinde aller Zeiten. Mehr als alle äusseren Umstände wirkte zur Ausbreitung des Christentums die Macht seines eigenen Inhaltes durch seinen aufschreckenden Gegensatz gegen die hergebrachte Weltauffassung und durch seine tröstende Uebereinstimmung mit den heimlichen Gedanken, die sich gegen diese auflehnten. Das ganze Abendland beugte sich rasch der geistigen Hoheit des Christentums. Wer die Lehre und die Lebensgeschichte Christi unbefangen auf sein Gemüt wirken lässt, ohne diesen Eindruck zu analysieren, wird überzeugt sein, dass hier zum Heile der Menschheit eine unendlich wertvolle und einzige That geschehen ist, aber eine Theorie lässt sich nie hierüber feststellen.

Durch die Majestät ihres Inhaltes und durch die grossartige Schönheit ihres Ausdruckes, dessen Einfachheit wirksamer ist als jede bewusste Kunst, wird die heilige Schrift stets die Gemüter völlig gefangen nehmen. Die gänzliche Hingabe an ihren Buchstaben jedoch hindert zuerst nicht die Unglaublichkeit ihrer Berichte, sondern die Bildlichkeit ihrer Lehrdarstellung, welche zum Verständnis Deutung verlangt. In zweiter Linie erst, denn nur die Verehrung der Lehre fesselt uns an die Schrift, erheben sich die Zweifel gegen die Geschichte der wunderbaren Begebenheiten, deren Glaubwürdigkeit für uns nicht die gleiche sein kann, wie für die Zeit, aus der ihre Erzählung stammt. Gleichwohl ist gerade die moderne Naturauffassung im stande, die Möglichkeit des Wunders im allgemeinen so zuzugeben, wie sein Begriff einem Bedürfnis des Gemüts entsprechen mag, obgleich ihr der Glaube fehlt, es so anzuerkennen, wie es berichtet wird. Man sagt weniger, als man mit dem Namen des Wunders meint, wenn man in ihm nur das Ungewöhnliche, aber doch in seiner Entstehung Berechenbare sieht; man sagt mehr, als man selbst möchte, wenn man in ihm eine völlige Durchbrechung der allgemeinen Naturgesetze findet. Die Aufhebung eines Naturgesetzes wäre Verwirrung der ganzen Welt. So unermesslich überwiegend spricht der Eindruck

aller Erfahrung für stetige, Schritt für Schritt vorbereitende Entwickelung aller Naturereignisse, dass auch jenes allgemeine Zugeständnis doch nur dem stillen, unablässigen Wirken Gottes in der Natur, aber nicht den plötzlichen Unterbrechungen des natürlich begründeten Geschehens durch augenblickliche Eingriffe der göttlichen Macht Glauben verschafft. Nur dann würde jener Glaube entstehen, wenn die ideale Bedeutung des Wunders im Zusammenhang des Weltganzen gross und deutlich genug wäre, um es als geschichtlichen Wendepunkt des Geschehens zu fassen, zu dessen Herbeiführung sich unbemerkt die wirkenden Kräfte des Weltalls stetig vorbereitet hätten. Und diesen Gedanken würden an sich allerdings die wunderbaren Ereignisse erwecken, die in der heiligen Schrift das Leben Christi verklären, wenn nicht teils die inzwischen veränderte Naturanschauung, teils die Auffassung des geistigen Sinnes, den sie darstellen sollen, uns ihre physische Realität zweifelhaft machte. Wunder heisst nichts anderes, als dass die Natur a irgend eines Elementes eine Veränderung in α erfährt, durch welche es jetzt nicht mehr unter den Bereich des Naturgesetzes g, sondern unter den eines anderen γ fällt, und infolge hiervon nicht mehr die gewohnte, sondern eine andere ausserordentliche Wirkung hervorbringt. Danach würde das Wunder überhaupt gar keine Veränderung von „Naturgesetzen“ einschliessen, sondern lediglich die Veränderung einer oder mehrerer Grössen, auf welche jene Gesetze Anwendung finden. Die wunderbar wirkende Macht, welche sie auch sein mag, richtet sich nicht unmittelbar gegen das Gesetz, um seine Gültigkeit aufzuheben, sondern indem sie die inneren Zustände der Dinge durch die Kraft ihres inneren Zusammenhanges mit ihnen ändert, verändert sie mittelbar den gewohnten Erfolg des Gesetzes, dessen Gültigkeit sie bestehen lässt und fortdauernd benutzt. Der abgeschlossene und harte Kreis der mechanischen Notwendigkeit ist nicht unmittelbar dem wunderthätigen Gebote zugänglich und darf es nicht sein; aber die innere Natur dessen, was ihrem Gesetze gehorchen soll, ist nicht durch sie bestimmt, sondern nur durch den Sinn der Welt. Das innere Leben der Geisterwelt ist der Ort des Wunders, des unmittelbaren Eingriffes göttlicher Weltregierung.*)

Unmittelbare Offenbarungen über den Bau der Welt giebt

*) Mikr. II 53 f. III 89—91. 135—149. 287. 363—365. D. Relphil 69 f. 93.

das Christentum nicht. Der ethische Kern seiner Lehre und Worte der heiligen Schrift, die nur nebenher auf kosmologische Vorstellungen deuten, sind die benutzbaren Quellen christlicher Weltkonstruktion. Aber Vorsicht! Nur solche Forderungen können wir daraus entwickeln, denen der Weltbau genügen muss, um nicht mit dem höchsten Prinzip des Guten in Widerspruch zu geraten. Unser Geist ist beschränkt, und wir sollten uns auch scheuen, göttliche Geheimnisse durch allzugrosse Zudringlichkeit zu verletzen. Unfruchtbar für das Leben sind alle Versuche, durch ungewisse Deutung ungewisser Schriften den Hergang der Schöpfung im Widerspruche mit den Ergebnissen der Naturforschung zu detaillieren, oder den Untergang der Welt und die genaue Gestalt des verklärten Lebens zu erraten ohne Rücksicht auf unsere fortschreitende Erkenntnis der physischen Welt, die zwar nie solche Rätsel lösen, aber doch unseren Gedanken über sie einen Hintergrund geben könnte, der allzuwillkürliche Ausschweifungen einengte. Unfruchtbar und dem Geiste des Christentums wenig angemessen sind die Spekulationen über die Dreieinigkeit Gottes, in welcher den Schlüssel aller religiösen und weltlichen Erkenntnis gefunden zu haben viele behaupten, ohne bisher durch die That Hoffnung auf die Erfüllung ihrer Versprechungen zu erwecken.

Die herzliche, freudige Zuversicht zur Wahrheit der Lehre Christi, die demütige Unterwerfung aller eigenen Kraft unter die Gnade Gottes, das Bewusstsein nicht nur der natürlichen Unvollkommenheit, die ihren Sinn in der Ordnung der Welt hat, sondern der Sündhaftigkeit, die immer ist und niemals sein sollte, das Bekenntnis der Unzulänglichkeit alles eigenen Verdienstes, und die Hoffnung auf Erlösung von allem Uebel durch die Liebe Gottes, die niemand verdienen kann und doch jeder erwerben soll: diese Verfassung des inneren Menschen haben zu allen Zeiten viele — und mit ihnen Lotze — für den berechtigenden Grund angesehen, sich nach Christi Namen zu nennen. Die christliche Kirche hat anders geurteilt; nicht Christi Lehre, sondern das Dogma und die That der Mittlerschaft Christi. Diese Forderung, die segenbringende Kraft des Christentums durch den Glauben an die heilige Geschichte zu verdienen, hat die wechselnden Widerstände erfahren, die der Gegenwart den Vorwurf zunehmender Irreligiosität zuziehen. Dem wesentlichsten Punkte, der Anerkennung einer geschichtlichen That der Versöhnung, begegnet von seiten dieser Bildung kaum Abneigung, eher

heimliches Bedürfnis; aber Bereitwilligkeit allein befriedigt die anderen nicht. Und dann freilich, wenn entweder die ungeschmälerte Aufnahme der Berichte der heiligen Schrift oder die Anerkennung der Lehren gefordert wird, welche die Dogmatik der Kirche an sie geknüpft hat, beginnt der Zwiespalt, der nicht zu schlichten ist. Jede Religion bietet ihre Gaben in Lehren dem Verstande, in Stimmung, Trost und Verheissung dem Gemüt, in Geboten dem Willen! Der lehrhafte Inhalt, den das Christentum ursprünglich enthielt, war nicht mannigfaltig. Auch das Evangelium liess alle jene Fragen über Entstehung, Zusammenhang und Bedeutung der Natur unerörtert, die schon das Judentum übergangen hatte. Von dem Himmelreich allein sprechend, hob es die Gesamtheit des geistigen Lebens als die wahre Wirklichkeit in das grofsartige Licht einer Geschichte empor, welche alle Welt umfasst, und liess die Natur mit ihrem Kreislauf still in die Stellung eines Schauplatzes der Vorbereitung zurückgleiten, dessen innere Ordnung Zeit und Stunde enthüllen wird. Auch von göttlichen Dingen sprach es nicht, als wollte es in Begriffen des menschlichen Verstandes das Unendliche beweisend ausmessen. Ueber alle Fragen nach dem Verhältnis Gottes zur Menscheit ging es mit Worten hinweg, die menschlichen Verhältnissen bildlich entlehnt waren. Indem es von der heiligen Liebe sprach, welche die Welt um der Seligkeit willen will und ihre Gerechtigkeit durch erziehende Gnade zurückhält, hob es in dieser Verkündigung um so gewisser den einen Gedanken hervor, dessen unbedingter, sich ewig selbst bejahender Wert die Bewährung des Beweises, der dem Wesen der Religion fern liegt, entbehren kann und dessen Inhalt zugleich als das allein Gewisse die Geschäftigkeit des erkennenden Scharfsinns in bestimmte Richtung lenkt. So bot das Christentum dem Verstande unendliche Anregung, ohne ihn durch einen eng begrenzten Gedankenkreis abzufinden. Es bot ebensoviel dem Gemüte. Denn eben das, was nur dem unmittelbaren Gefühl in seinem ewigen Werte verständlich ist, lehrt es als das einzige Wahre betrachten, als dessen Ausfluss all die Wirklichkeit mit ihren Gesetzen besteht, von der der Verstand zu dem Göttlichen zurückgehen kann und von welcher aus er es so oft, wie das Beweisbare von dem Beweisgrunde, ableiten möchte. Hierin traf es mit der alten Sehnsucht des menschlichen Herzens zusammen und war völlig neu, in der Weise sie zu befriedigen. Das Bewusstsein der Endlichkeit hatte die Menschheit stets gedrückt. Den Zug der Demut und der Hingebung,

der selbst in den elegischsten Ausdrücken jenes Endlichkeitsgefühls dem Altertum fehlt, brachte erst das Christentum in das Gemüt der Menschheit und mit ihm die Hoffnung. Es war Erlösung, sich nun zugestehen zu dürfen, dass die menschliche Kraft zur Erfüllung ihrer Ideale nicht ausreicht. Aus der Vereinzelung befreit, sich selbst hingebend an den Strom der Gnade, der als eine immerfort geschehende Geschichte Unendliches und Endliches verbindet, kann der Mensch Gemeinschaft mit der ewigen Welt finden, ausserhalb deren er stand, solange er für sich allein sein wollte oder sein zu müssen glaubte. Und eben weil es nun nicht mehr die Gattung war, die von selbst heiligte oder verurteilte, sondern weil das Heil ergriffen werden wollte von dem einzelnen Herzen, das sich aufgiebt, um sich wiederzugewinnen, so begann nun erst jenes Bewusstsein der Persönlichkeit sich zu entwickeln, das von da ab, mit allen seinen Rätseln, der Freiheit des Willens und der Berufung, der Schuld und der Verantwortung, der Auferstehung und der Unsterblichkeit den völlig anders gefärbten Hintergrund der menschlichen Gemütswelt gebildet hat. Zur Klarheit friedvollen Verständnisses ist dieser gewaltige Inhalt allerdings nie der ganzen Menschheit gekommen, der er verkündigt war. Aber auch die, die sich seiner zu erwehren suchen, haben ihn nie wieder verdrängen können; er ist der Angelpunkt geblieben, um den sich in Hoffnung und Zweifel, in Gewissheit und Bangigkeit, in Begeisterung und Verspottung die Bildung der späteren Zeiten stets bewegt hat. Dem Blicke, der so die ewige Verknüpfung der Erde mit dem Himmelreich umfasste, konnte alle irdische Geschichte nur als Vorbereitung zu dem wahren Leben erscheinen, weder wertlos, da sie ja dieses Ziel sucht, noch von dem furchtbaren Ernste des in aller Beziehung Unwiderruflichen gedrückt. Dem Willen endlich hielt das Christentum nur jene Gebote vor, welche das ewig Gute der Gesinnung fordern. Dem inneren Leben wurde es anvertraut, aus sich selbst heraus allmählich auch die Formen der Gesellschaft zu den Verhältnissen zu veredeln, die seinem Geiste entsprachen. Das Christentum entzog den Uebeln der bestehenden Gesellschaft alle Rechtfertigung ihrer beständigen Fortdauer, ohne sie sofort zu zerstören. Und dieser Kampf währt noch fort in vielen Richtungen, denn die Verkehrtheit des menschlichen Sinnes setzt dem Bessern allen Widerstand entgegen, den sie zu leisten fähig ist. Eines aber unterscheidet doch als bleibender Gewinn die neu anbrechende Zeit von dem Altertum: Das Bessere und Gerechte hat allerdings auch im antiken Leben

sich Bahn gebrochen, aber fast nur dann, wenn der Unterdrückte mannhaft mit dem Unterdrücker rang; die vorsorgende Humanität, die, ohne eigenes Glück zu suchen, für die leidenden Teile der Menschheit auftritt und Werke des Rechtes und der Barmherzigkeit verlangt und ausübt, war der alten Welt sehr fremd, und sie hat in der neuen keine stärkere Wurzel als das Christentum. Die kirchliche Dogmatik aber ist ein hoffnungsloser Versuch, den Christen anstatt der unerschöpflichen Fülle lebendiger Gedanken, die jedem das Evangelium anregen konnte, ein abgeschlossenes Ganzes von Dogmen aufzudrängen, deren viele an Unfruchtbarkeit für das Leben den Erzeugnissen der antiken Sophistik gleichkamen. Dem allgemeinen Priestertum entgegen schied sich von neuem ein Stand der Priester von den Laien, welchem Missstand dann die Reformation entgegentrat. Sie befreite das Gewissen von der Verpflichtung der Unterwerfung gegen alle Satzungen, die ihm, nicht aus dem Evangelium selbst hervorgegangen, aufgedrängt werden sollten. Sie legt ihm die andere Verpflichtung zugleich als sein Recht auf, durch eigene Entwickelungskämpfe und persönliche innere Erfahrung sich den Inhalt des Glaubens anzueignen. Der Grundsatz der freien Forschung im Evangelium konnte sich der Erweiterung nicht entziehen, die ihn zu völliger Freiheit des Gewissens in der Annahme und Verwerfung aller christlichen, zuletzt aller religiösen Wahrheit überhaupt ausdehnte.*)

Der Inhalt des von Christo geoffenbarten Glaubens ist ausschliesslich religiöse Wahrheit in ebenso ausschliesslich religiöser Fassung ihres Ausdruckes. Die Ordnung der Natur ist nicht Gegenstand der Deutung, nur der Wille Gottes mit den Menschen. Von den Werken ab, ausschliesslich auf die Gesinnung und ihre Heiligung wendet sich das Christentum: Verklärung und Wiedergeburt des einzelnen Menschen, dessen unendliche Persönlichkeit der Tempel Gottes werden soll. Von Gott, als dem persönlichen Geiste, der die allmächtige Liebe ist, spricht die Offenbarung, aber sie verliert sich nicht in die Fragen nach der metaphysischen Form seiner Existenz. Sie schildert das Antlitz, das Gott der Menschheit zuwendet, aber die Herrlichkeit, die nur die Engel im Himmel sehen, deutet sie nur an, ohne sie zu zergliedern. Sie betrachtet alles als von Gott geleitet, sie ist durchdrungen von der Voraussetzung der Unsterblichkeit des einzelnen Geistes, aber

*) Mikr. III 149—168. 361—371.

die vorgreifenden Fragen nach der Gestalt des künftigen Daseins beantwortet sie ablehnend: Vieles sei zu sagen, was wir noch nicht tragen können. Nur bereiten sollen wir uns stetig für die Ewigkeit. Das Christentum will ein beständiges Lebensgefühl sein, das den ganzen Menschen durchdringt. Für das Christentum war das Gebot, Gottes Willen zu thun, nicht blos ein zusammenfassender Ausdruck für den Inbegriff, sondern zugleich ein rechtfertigender oder doch ein erklärender Grund für die verpflichtende Kraft der einzelnen sittlichen Ideale. Das gläubige Gefühl des Christen wird zugeben, die Auslegung des göttlichen Willens nur durch die Aussprüche des Gewissens zu empfangen, und wird die Furchtbarkeit der Folgen scheuen, die stets aus dem Vorgeben einer anderen Quelle seines Verständnisses entsprungen sind, es wird sich nicht verhehlen, dass seine Ueberzeugung dem Denken neue Schwierigkeiten bereitet, die schwer zu beseitigen sind; aber dennoch wird es behaupten, erst durch sie die Thatsache des Gewissens zu verstehen. Einem Arbeiten im Dienste unpersönlicher Gesetze, einer blossen Herstellung von Thatsachen sucht das christliche Gefühl zu entgehen; nur in dem Wohlgefallen, welches Gott an dem Gethanen hat, liegt ihm das endliche Gut, um deswillen alle sittliche Arbeit Wert hat. Ist die Liebe das höchste Gebot, so gehört zu ihm die Ergänzung, dass es auch um der Liebe willen ausgeführt werde. Liebe zu dem lebendigen Gott, die Sehnsucht, nicht von uns, sondern von ihm gebilligt zu werden, ist der Grund der christlichen Sittlichkeit, und nie wird die Wissenschaft einen klareren, oder das Leben einen sicheren finden.*)

So bezeichnen wir:

1. Die sittlichen Gesetze als den Willen Gottes.

Gott ist nichts weiter als derjenige Wille, dessen Inhalt und Verfahrungsweisen in unserer Reflexion als das An-sich-Gute aufgefasst und von der lebendigen Form der Existenz, die es eben nur in dem wirklichen Gott hat, durch Abstraktion getrennt werden kann, in Wahrheit aber aus der Natur Gottes so wenig als Sekundäres folgt oder als Primäres ihr vorausgeht, wie etwa in der Bewegung die Richtung eher oder später als die Geschwindigkeit sein kann.

2. Die einzelnen endlichen Geister nicht als Naturprodukte, sondern als Kinder Gottes.

Darin ist ausgedrückt:

*) Mikr. III 354—357.

a) Anerkennung der Endlichkeit und Unterwerfung des persönlichen Geistes unter die Macht und Weisheit Gottes.

b) Zwischen Gott und Mensch ein Verhältnis der Pietät, welches stets lebendig ist; durch dieses, aber nur durch dieses hört der endliche Geist auf, ein völlig unselbständiges Naturprodukt zu sein

c) Das höchste Gut ist nicht mehr die Selbstbefriedigung, sondern die Hoffnung, von Gott geliebt zu sein.

3. Die Wirklichkeit nicht als blossen Weltlauf, sondern als ein Reich Gottes.

Inhalt und Plan der göttlichen Weltregierung kennen wir nicht; also liegt die ganze Wirklichkeit der äusseren Dinge ausserhalb der Religion. Die Religion befasst sich nur mit der geistigen Welt, von der wir eine innere Erfahrung haben.

Mehr als der Inhalt dieser drei Sätze ist in der That auch durch die christliche Offenbarung nicht offenbart, aus der sie fliessen; von ihnen tief innerlich durchdrungen sein, ist Religion, ist Christentum.*)

Eine Zergliederung des religiösen Glaubens ist unfromm! Doch immer wieder wird das Gemüt zur Erneuerung des Versuchs genötigt sein, die im Glauben angeeignete Wahrheit in Form des Wissens festzuhalten. Ehrwürdig sind die Bestrebungen der Dogmatik, aber als alte Philosophie der Kirche der Kritik unterworfen. Ihre Gegenstände sind ernste und schwere Fragen, deren sich unsere Bildung wohl oberflächlich entschlagen kann, aber auf die doch jedes eindringende Nachdenken über die Bestimmung des Menschen und seinen Zusammenhang mit Gott zurückführt. Aber ebenso einfach darf man behaupten, dass eine dem Erkennen genügende Beantwortung dieser Fragen der Dogmatik weder gelungen, noch eigentlich von ihr erstrebt ist; sie formuliert in ihren Sätzen das brennende und unauslöschliche Interesse, das wir an jenen grossen Rätseln nehmen, und drückt unsere Bedürfnisse nach Erklärung aus, ohne sie zu befriedigen. Der vorhandene Glaube steht nicht unter dem Dogma, sondern findet seinen eigenen Inhalt nicht durch das Dogma gedeckt. Nicht Erklärungen des Wie, die unmöglich sind, aber des Was, des festen Wahrheitskernes, sucht das Herz.

Man kann die formulierten Sätze der Dogmatik unter dem Namen „religiöse Mystik“ zusammenfassen, denn sie gründen sich ausschliesslich auf die eigene innere Erfahrung

*) D. Relphil 86—89.

und beanspruchen zunächst auch keine andere Geltung als die für das persönliche Subjekt, welches aus der Tiefe seines Gemütes diese Antworten auf jene Zweifel findet. Sodann will der Mensch nicht mit seiner Religion allein stehen, sondern in ihr mit allen Menschen verbunden sein. Was wir für das Höchste anerkennen, würde dieses Höchste nicht sein, wenn es nicht von allen anerkannt würde. Also: Religiöse Gemeinschaft mit Grundzügen der Ueberzeugung, denen jeder seine eigene zu unterwerfen oder anzuschliessen im stande ist; daher gemeingültige Dogmen und Symbole. Kein einziges Dogma wird sonach eine theoretisch oder wissenschaftlich abschliessende Antwort auf eine vorgelegte Frage sein, vielmehr als blosse Symbole, welche das Vorhandensein eines Restes anerkennen und durch unzureichende, bildliche Bezeichnung nur den Bezirk von Gedanken abgrenzen, ausserhalb dessen die Erfüllung solcher Postulate nicht gesucht werden darf: Keine Verpflichtung auf den Wortlaut. Die Religion ist auch nicht „nur für den Ungebildeten" verbindlich. Sie gilt allen gleich unbedingt, ihre theoretischen Ausdrücke sind sämtlich unadäquat, sie sollen nur das an sich Unausdrückbare uns verdeutlichen.*)

Wenn die christliche Dogmatik Christum den Sohn Gottes nennt, spricht sie damit ohne Zweifel den unterscheidendsten Satz ihres Bekenntnisses aus; aber sie thut es in einer bildlichen Bezeichnung, deren eigentlichen Sinn sie auf keine Weise genau bestimmen kann. Was damit gesagt ist und gesagt sein soll, ist ohne die dogmatischen Bestimmungen, die sich an das Bild geknüpft haben, dem gläubigen Gefühle deutlicher als mit ihnen, denn es besteht nur in einer Wertbestimmung über die Innigkeit des Verhältnisses zwischen Gott und Christus, die dem Gefühle klar ist, nicht in einer Erörterung der Form jenes Verhältnisses, von welchem es für uns keine adäquate Erkenntnis giebt. Für die erlösende Kraft des Versöhnungstodes Christi bringt das unmittelbare religiöse Gefühl der kirchlichen Lehre bereitwilligen Sinn entgegen, aber es wird von ihr durch keine Bereicherung der Erkenntnis belohnt. An die Stelle der Vorstellung von einem Opfer, zu welchem die unklare Gemütsbewegung zuerst flüchtet, tritt keine andere, welche, ohne den Wert jenes Versöhnungstodes zu schmälern, seine erlösende Kraft für uns verdeutlichte. Von dem Bösen fühlen wir uns alle zugleich ergriffen, und durch unser ganzes Geschlecht geht wie eine unerklärbare Erbschaft die Sünde;

*) Mikr. III 366—368. D. Relphil 89—91.

aber die Gedanken, die sich an dieses Bewusstsein anknüpfen und zu keinem klaren Schluss kommen, finden diesen Schluss auch dogmatisch nicht. Vorstellungen, die sich bis zu solidarischer Zusammenfassung der Menschheit und zu stellvertretender, auf das ganze Geschlecht zurückfallender Versündigung des Stammvaters verirren, können nicht durch ihr eigenes Dunkel unsere Gedanken aufklären. Sie sind nur eine schneidende Bezeichnung des Problems, an dem wir uns erfolglos bemühen. Unmöglich, ja roh ist die Lehre von der Satisfaktion. Die Menschheit ist nicht solidarisch, und ewig ist's unmöglich, Schuld und Pflicht der Menschheit auf einen einzigen Repräsentanten zu übertragen. Und Erlösung? Von wem sind wir erlöst? Von der Endlichkeit, Sünde und Verdammnis? Aber ist das alles nicht geblieben? Also bleibt der geoffenbarte Glaube, der uns Trost giebt, dass Gott uns im Leiden prüfe in dieser irdischen Vorbereitungszeit zum Leben der Ewigkeit, und die Vergebung der Sünden in der Gnade Gottes. Weitere Spekulationen über den Ursprung der Sünde sind für das religiöse Leben völlig nutzlos, nutzlos auch die ganze Eschatologie über Unsterblichkeit, Vergeltung und Weltgericht. Unverständlich ist uns die Himmelfahrt, denn welches wäre das verständliche Ziel im Weltenraume? Uns ist nicht mehr die leibliche Wiederbelebung Gegenstand der Hoffnung; auch wirklich geschehen, würde sie uns nur die Fortdauer dieses Lebens gewährleisten, solange seine Träger, ein Körper, besteht. Was uns trösten könnte, wäre der Beweis jenes fortdauernden Lebens des Geistes, nachdem er in die unsichtbare Welt zurückgetreten ist, die uns in der sichtbaren verborgen umgiebt. Zwischen der intellektuellen Welt und der sinnlichen können Wechselwirkungen, die dem gewöhnlichen Naturlauf fremd sind, ausgetauscht werden, und aus ihnen, die ein wahrer, wirklicher, lebendiger Eindruck des wirklich gegenwärtigen Göttlichen auf die Seele sind, könnten jene Visionen entstehen, nicht als Geschichte des Nichtvorhandenen, sondern des Vorhandenen, aber als unmittelbare innere Wirkungen des Göttlichen, nicht vermittelt durch Mittel des physischen Naturlaufs, deren Aufgebot keinen selbständigen Wert hat, oder durch Störungen desselben, die uns unbegreiflich sind. Nicht darin liegt die Bedeutung der Auferstehung, dass der Auferstandene wieder wie sonst einen Körper trägt, der Lichtwellen in das Auge sendet, sondern darin, dass ohne diesen Umweg seine lebendige eigene Gegenwart, nicht nur die Erinnerung an ihn, die Seele innerlich ergreift und auf sie wirkend ihr in einer Gestalt erscheint,

deren wirklicher Wiederaufbau geringeren Wert haben würde als diese Kraft des Erscheinens. In dem lebendigen Christus sah das gläubige Gemüt zwar nicht Gott, denn er selbst sagt es, der Vater sei grösser als er, aber den Sohn Gottes, der mit ihm eins ist, auf eine Weise, deren Erkenntnis uns mangelt, und der gekommen ist, nicht infolge eines Naturgesetzes, sondern weil die Liebe Gottes, die grösser ist als aller Mechanismus notwendiger Entwickelung, ihn sandte, den sie auch hätte nicht senden können. Zwischen diese Zweiheit göttlicher Persönlichkeit konnte der Glaube als Gegenstand der Verehrung noch den Geist des Trostes fügen, den Christus zu senden versprach. Aber er hatte weder eine geschichtliche Erscheinung noch ist er anders zu fassen als eine der göttlichen Wirksamkeiten, und die Begründung der Dogmatik aus der heiligen Schrift ist nur sehr schwach. Aber die göttliche Offenbarung schien rückwärts und vorwärts in die ganze Oekonomie der Welt verflochten sein zu müssen, sodass nichts wäre, was nicht in der Art und Wirklichkeit seines Daseins von ihr abhinge. Das Bild des geschichtlichen Christus erweiterte sich so zu dem Gedanken einer vorweltlich wirksamen Macht in Gott. Derselbe Liebeswille Gottes, der in Christo zur Erscheinung kam, war von Anfang an auch der ordnende Wille gewesen, durch den die Dinge sind, was sie sind. Aber diese Einheit hätte man auch erreicht, hätte man den Erlösungsratschluss als von Ewigkeit her beschlossen geglaubt. Alle weltliche Spekulation führt zu drei Anfängen:

1. Zu Gesetzen, nach denen —
2. Zu Kräften, durch welche —
3. Zu Zwecken, um deren willen —

} die Dinge sind, wie sie sind.

Und dieses Philosophumenon ist das verhängnisvollste Geschenk der Philosophie an die Theologie geworden. Keiner metaphysischen Ueberzeugung, die wir festhalten müssen, widerspricht der Glaube an einen persönlichen, in der Welt beständig wirkenden Gott, und es ist verständlich, dass er in einzelnen Augenblicken und in einzelnen Personen der Menschheit näher gestanden habe oder in eminenterer Weise sich in ihnen offenbart habe als in anderen. Es ist ohne Zweifel berechtigt, das Verhältnis, in welchem Christus zu Gott gestanden, nicht blos dem Grade, sondern auch seiner wesentlichen Art nach als durchaus einzig zu betrachten, und daher nichts gegen den Namen „Sohn

Gottes" einzuwenden, nur ist es ein unadäquater Ausdruck; denn Christus kann nicht im eigentlichen Sinne Gottes Sohn sein; der wahre Sinn des bildlichen Ausdruckes lässt aber gar keine authentische Interpretation zu. So darf es kein theoretisches Dogma sein, sondern nur den einzigen Wert ausdrücken, den Christus für uns und sein Verhältnis zu Gott für die Menschheit habe, ohne beides zu definieren. An den lebendigen Christus, an die volle, nicht bildliche, nicht in irgend symbolischem Sinne genommene Persönlichkeit des Erlösers schliesst sich das gläubige Gemüt an, es wird nur gestört durch den Logos als Antithese innerhalb Gottes. Die metaphysische Herrlichkeit Christi ist nicht grösser als die ethische Majestät des Erlösers. Das Dogma ist ein Rückfall auf den alten heidnischen Boden der Kosmologie. Ueber alle Unterschiede der Nationalität, des Geschlechts, des Standes und der Bildung hinweg will das Christentum die gesamte Menschheit zu einem Gottesdienste verbinden, der in der Führung des ganzen Lebens geleistet wird. Kein anderes Band soll sie umschlingen als der gemeinsame Glaube und die Liebe; kein anderer Zweck ist ihr bestimmt, als die ewige Liebesgemeinschaft in und mit Gott. Jeglicher sichtbaren Kirche Anspruch ist nichtig, den Weg zum ewigen Heil nicht blos zu lehren und auf ihn zu leiten, sondern ihn auch aus eigener Macht zu öffnen und zu verschliessen. Das kirchliche Gebäude ist ein von Ferne berückendes, in der Nähe unseliges Traumbild einer irdischen Antizipation der göttlichen Ordnung. Es ist zu hoffen, dass eine bescheidenere Zuversicht der Dogmatik in ihrer Erkenntniskraft die Zahl der willkürlichen Deutungen des Undeutbaren vermindere durch grössere Uebereinstimmung in dem, was not thut, und durch Fallenlassen unnützer Streitpunkte das Gefühl der Zuverlässigkeit des christlichen Glaubens in der Gemeinde stärke. Es ist wahr, dass die christliche Dogmatik, ihrerseits doch selbst nichts anderes als eine philosophische Spekulation über den Inhalt der Offenbarung, mancherlei Lehren erzeugt hat, gegen welche die Auflehnung der fortschreitenden Wissenschaft nie zu beschwichtigen sein wird; aber die Bekenntnisse selbst, deren subjektive Interpretation allein durch ihre Vordringlichkeit dies Auflehnen erregt, sind doch nicht blos voreilige Festsetzungen dessen, was die Wissenschaft von neuem besser zu begründen hätte, um den jeweiligen Trieb der Spekulation zu ersticken. Niemand vielmehr soll gehindert sein, diese Symbole sich so zu deuten, wie er

glaubt, ihren Sinn sich im Zusammenhang mit seiner übrigen Erkenntnis am richtigsten verständlich zu machen. Aber auch niemand soll den Anspruch erheben, seinen eigenen Versuch des Verständnisses anderen als die Wahrheit selbst aufzudrängen. Jeder hat das Recht, zur grossen Gemeinschaft zu gehören, solange er versichern kann, in seinem Inneren den Glauben an eine Heilswahrheit zu finden, als deren Ausdruck er, auch für ihn verständlich und fruchtbringend, das gegebene Symbol anerkennen kann; nur der schliesst sich selbst von der Gemeinschaft aus, dem es nichts sagt; aber nicht deswegen soll er schon streben, sich auszuschliessen, weil seine individuelle Interpretation dessen, was eben Interpretation verlangt, nicht als allgemeines Bekenntnis gültig werden will. Mehr Bescheidenheit in der Theologie wie in den Naturwissenschaften, nicht so vieles genau wissen wollen und zu wissen behaupten, was wir nicht wissen können! In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!*)

Trat in diesem Kapitel Lotzes Anschauung am deutlichsten in Gegensatz zu der kirchlichen Lehre, so zeigt sie andererseits selbst die tiefe Innerlichkeit seines Christentums der Liebe, Demut und Hoffnung, sodass uns jedes apologetische Wort hier überflüssig erscheint. Aber wie unser Herz nicht weit genug ist, um mit gleich lebendiger Liebe alles zu umfassen, so scheuen wir uns, unsere Beziehung zu dem Unendlichen mit Unzähligen zu teilen, und ihre Stärke, ja die Zuversicht zu ihrer Wahrheit scheint uns in demselben Grade abzunehmen, in welchem sie sich schrankenlos über eine zunehmende Menge ausdehnt. Lotzes eigene Worte lauten: „Ich bekenne mich vollkommen der altväterlichen Ueberzeugung schuldig, nicht nur, dass unser Wissen Stückwerk ist, sondern auch, dass es Wege giebt, uns zur Klarheit zu führen, die uns noch verborgen sind.**)

---

*) Mikr. III 365–378. D. Relphil 92–95. Kl. Sch. III 2 414.
**) Mikr. III 611. II 451.

6. Kapitel.

Schluss.

Sieh nach den Sternen und gieb Acht auf die Gassen.

Das Leben des menschlichen Geschlechtes besteht nicht allein in der Sehnsucht nach dem Ziel und in dem schwärmerischen Vortraum seiner Anschauung, sondern in der Arbeit der Wanderung zu ihm! Zu dieser Arbeit sind wir bestimmt, und der ehrwürdigste Zug in der Geschichte unseres Geschlechtes ist die unversiegbare Ausdauer, mit welcher die hervorragendsten Geister aller Zeiten sich jeglicher Vervollkommnung der Menschheit widmeten, obwohl sie es wussten, dass der wahre Genuss des Daseins doch nur in jenen stillen Augenblicken des Alleinseins mit Gott liegt, in denen jedes menschliche Tagewerk, alle Kultur und Zivilisation, der Ernst und die Last des lauten Lebens zu dem Bilde einer nur vorläufigen Uebung von Kräften ohne bleibendes Ergebnis zusammenschwinden. In dieser Regsamkeit einer nicht in das Unbestimmte irrenden Freiheit, welche die Frucht wollte ohne das langsame Wachstum der Pflanze, sondern mit Bewusstsein an die festen Schranken einer ihm heiligen Notwendigkeit sich bindend und den Spuren folgend, die sie ihm vorgezeichnet, wird der Mensch das sein, was eine alte Ahnung ihn vor allen Geschöpfen sein lässt: Das vollkommene Abbild der grossen Wirklichkeit, die kleine Welt, der Mikrokosmus. Im Makrokosmus aber soll auch die eigene Lieblichkeit des Gegenstandes bleiben, die uns in der Süsse des Geschmacks und des Duftes berührt, die eigene Seele der Dinge, die im Klange zu uns spricht. Der Glanz der Farbe verbliche für uns in seinem Werte, wenn wir seinen Schimmer nicht als die Offenbarung eines anderen Wesens bewundern dürften, das, uns fremd, nun doch so durchsichtig für uns wird, dass wir mitgeniessend in seine Natur uns versenken und mit ihr verschmelzen können. Dieselbe Sehnsucht, die auf den höheren Stufen des geistigen Lebens nach Ergänzung durch ein anderes strebt, sucht schon hier in der Sinnlichkeit diesen träumerischen Genuss einer völligen Durchdringung

mit fremdem Wesen festzuhalten und so sich über den Gegensatz der nachbildlichen Welt zu der vorbildlichen hinweg zuträumen. Nichts anderes unterscheidet die vorbildliche Welt von der nachbildlichen als der Mechanismus, der über die letztere herrscht und der ersteren fremd ist und in jenem Verschmelzen aufhört, empfunden zu werden; in diesem Einsfühlen ist dann wie in der vorbildlichen Welt alles, was sein soll: Persönlichkeit in der Liebeseinheit in Gott.*)

Das Leben ist so gross und unerschöpflich an Verwickelungen reich, dass wir schon das für ein Grosses achten müssen, wenn ein Gemüt nur überhaupt einen Leitstern gefunden hat, dem es mit der Individualität seiner Natur sicher folgen kann, ohne dass sich ihm in seiner Bewegung die Umrisse der Welt verzerren. Wir Jüngeren stehen merklich unter dem Einfluss anderer Strömungen als frühere Zeiten. Manches ist uns näher und dringender ans Herz gelegt, was sie noch in beträchtlicher Entfernung sahen. Vielleicht bedürfen wir auch anderer Sterne, die uns führen, gewiss aber der gleichen Ehrfurcht vor dem tiefen Grunde, von dem wir alle getragen werden. Solange wir Atem haben, wollen wir streiten gegen jenen nüchternen und doch so furchtbaren Aberglauben, den bösesten Irrtum unserer Gedanken, der, völlig in der Verehrung für Thatsachen und Formen aufgehend, die sinnvollen Zwecke des wirklichen, warmherzigen Lebens gar nicht mehr kennt oder mit unbegreiflicher Gelassenheit über sie hinwegsieht, um den tiefsten Sinn der Welt in der Beobachtung und Statuierung einer geheimen kosmologischen oder theologischen Entwickelungsetikette zu suchen. Das religiöse und sittliche Leben hat den Glauben an ein unbedingt Wertvolles, an ein Seinsollendes entwickelt, das, wenn überhaupt irgend Wirklichkeit Sinn haben will, das Wirklichste von allem sein muss. Das Leben nicht zwecklos und doch ohne Selbstzweck ist eine Vorarbeit, in der nicht das äussere Ergebnis, sondern die Treue das Ziel ist. Es ist nicht blos eine Thatsache wie andere Thatsachen, sondern es liegt ein Element von unbeschreiblichem Glück darin, dass ein Wesen nicht mehr nur an und für sich ist, sondern auch da ist für ein anderes: Die Seligkeit des Füreinanderseins. Und diese Seligkeit des Füreinanderseins ist auch das Herz der christlichen Lebensbestimmung, was freilich bislang kaum mit dem ihm gebührenden heiligen Ernste ausgesprochen ist. In solchem

*) Mikr. I 387. 452. III 44.

Glauben und Leben dieses christlichen Eudämonismus oder eudämonistischen Christentums, dieses von Lotze statuierten Idealglaubens, schweigt jeder Zwiespalt zwischen Glaubenswelt und Alltagswelt, alles ist heilig, versöhnt, verklärt von dem Widerschein der ewigen Liebe, zu der der Mensch berufen ist, und die er findet, indem er sie selbst übt, und die ihm selbst Seligkeit und Ewigkeit giebt.

Lotze hat durch seine Lehren allen, die ihn verstehen, die Seele befreit, indem er die Gegensätze, welche das moderne Leben und Denken beunruhigen, durch Erschliessung des wahren Sinnes und der wahren Bedeutung der scheinbar unversöhnlichen Ansichten aufhob uud die Ergebnisse seiner Forschung in einer einheitlichen Weltanschauung zusammenfasste, welche das Gute als die lebendige, unendliche, heilige, grenzenlose Liebe als das wahrhaft Seiende erkennen lässt und den höchsten Anforderungen des Gemütes wie den Ergebnissen der modernen Wissenschaft gleich gerecht wird. Von der modernen Zeitströmung auf das Altenteil gesetzt, ist die Philosophie dennoch lebendig geblieben, stets die alten schweren Rätsel von neuem überdenkend und immer auch wieder in stillen Stunden von denen aufgesucht, welche unentwegt die Einheit des menschlichen Wesens und Wissens festhalten. Philosophisch beeinflusst und in philosophisches Gewand gekleidet haben wir Lotzes religiöse Weltanschauung kennen gelernt, aber auch das Unrichtige jener von Hartmannschen Worte eingesehen, wo Lotzes Denken, Glauben und Fühlen so durch und durch von christlichem Geiste durchtränkt und durchbildet ist und er geradezu verschiedentlich aus eigenem Antriebe seinen festen Glauben an die alte Weise versichert, wofern im Dogma man nur säuberlich Kern und Schale, Form und Inhalt scheidet. Und wenn die Philosophie mehr noch lernen wird, das volle, warme, konkrete Leben, das Leben, in welchem empfunden, gefühlt, genossen und gehandelt wird, tiefer zu würdigen und die allgemeinen Ideen und Grundsätze, die uns zur denkenden Betrachtung dieses Lebens nötig sind, nicht so leicht hin für den eigentlichen Zweck und Inhalt aller Wirklichkeit anzusehen, so wird sie diesen Weg des Idealglaubens weiterwandeln. Aber nicht in diesem Gefühle beständig zu schwelgen, ist die Aufgabe des Menschen, sondern vor allem in ernster Arbeit zu ringen, die Richtung nie zu verlieren, wenn auch das Ziel hier unten für uns unerreichbar liegt. Und niemals soll das Gefühl dankbarer Verehrung für die erlauchten Geister erlöschen, die zuerst dieser Sinnesart den vollstimmigen, viel-

UNIV. OF CALIFORNIA

seitigen Ausdruck gaben, den widrige Schicksale ihr so lange unmöglich gemacht hatten, und Lotze ist nicht der Letzte oder Geringste von ihnen. Sieh nach den Sternen und gieb Acht auf die Gassen, das ist die Losung.

Ich aber schliesse die Darstellung der religiösen Weltanschauung Lotzes in seinem Sinne, mit seinen Worten am Schlusse der Metaphysik:

Gott weiss es besser!

Litteratur.

E. v. Hartmann: Lotzes Philosophie. Lpzg. 88.

R. H. Lotze: Mikrokosmus. Dritte Auflage. 76. (Mikr.)
Allgemeine Physiologie. 51. (Phys.)
Allgemeine Pathologie und Therapie. 48. (Path.)
Medicinische Psychologie. 52. (Psych.)
Diktate aus den Vorlesungen. 81—84. (D. vorgesetzt.)
Geschichte der Aesthetik. 68. (Gesch. d. Aesth.)
System der Philosophie.
I. Logik. 74. (Log.)
II. Metaphysik. 79. (Met.)
Streitschriften. 57.
Gedichte. 1840 b. Weidmann.
Kleine Schriften. 85—91. (Kl. Sch.)

H. Sommer: Ueber Wesen und Bedeutung der menschlichen Freiheit.
Preuss. Jahrbücher. Zeit- und Streitfragen. Im neuen Reich.

Zschau: Lotzes Ethik. Programm. Meerane 85.

Vorbrodt: Prinzipien der Ethik und Religionsphilosophie Lotzes. 91.

Wentscher: Lotzes Gottesbegriff. 93.

Thieme: Glauben und Wissen bei Lotze.

Pfleiderer: Lotzes philosophische Weltanschauung.

Achelis: Lotzes praktische Philosophie. Phil. Monatshefte. 86.
Lotze. Vierteljahrsschrift f. Phil. v. Avenarius. 82.

Caspari: H. Lotze.

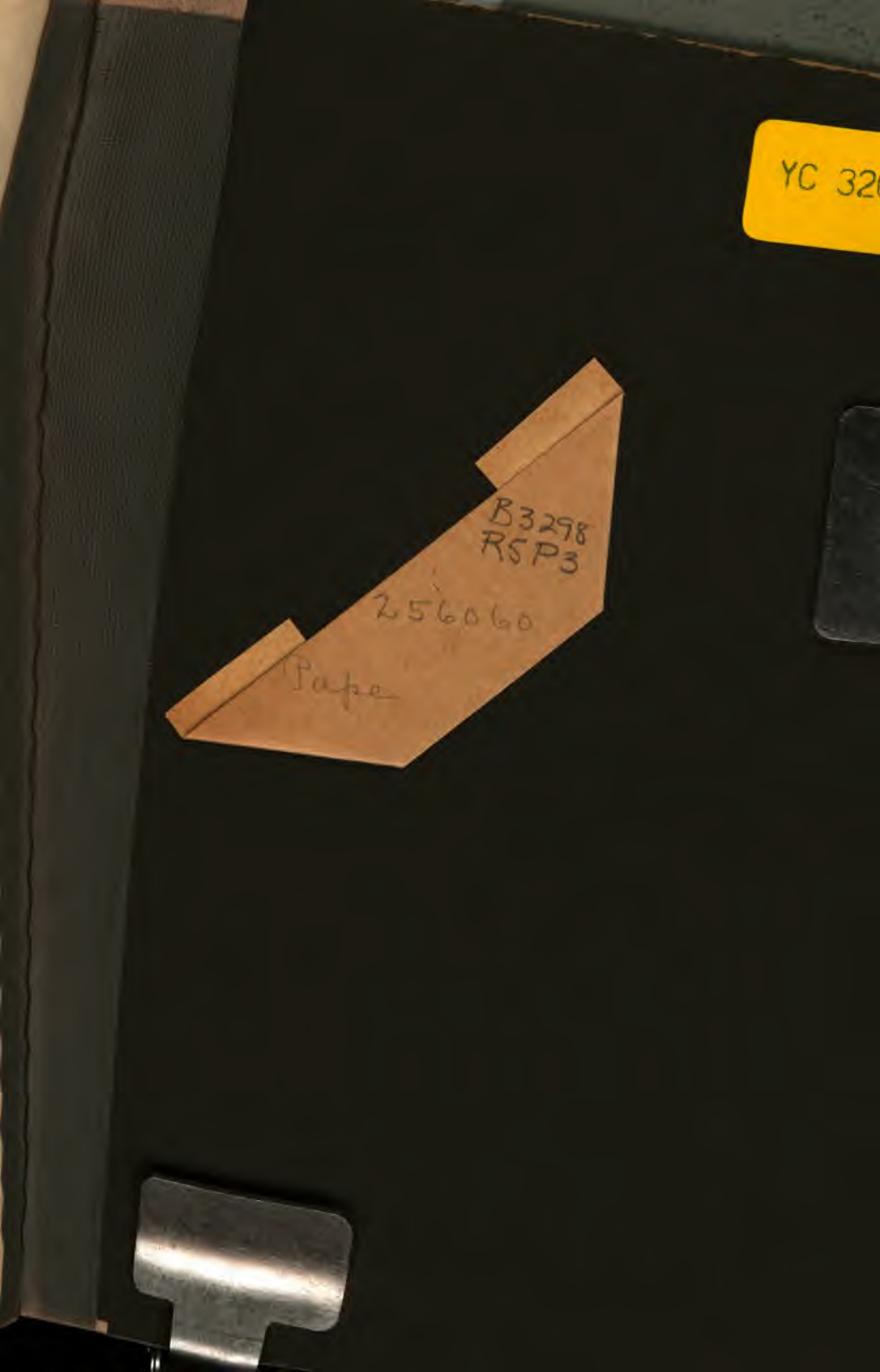
Stählin: Kant. Lotze. A. Ritschl. 88.

Nord und Süd. 82. Bd. XXI:
Lotze: Prinzipien der Ethik.
Seydel: R. H. Lotze.

Seydel: Religion und Philosophie. 87.

Falckenberg: Lotzes Briefe an L. Strümpell. 96.
Aus Lotzes Briefen an Fechner. 98.

Georg, Johann, Karl, Wilhelm Pape, wurde ich am 8. Dezember 1875 zu Angerstein bei Göttingen geboren, reformierter Konfession, als Sohn des Gutspächters Johann, Heinrich, Karl, Wilhelm Pape und meiner Mutter Wilhelmine Pape, geborene Bötel. Ich besuchte das Gymnasium zu Göttingen, das Realprogymnasium zu Northeim, das Neue Gymnasium zu Braunschweig, wo ich Michaelis 1894 das Zeugnis der Reife erhielt. Auf den Universitäten Halle, Göttingen, Erlangen, Berlin studierte ich während 9 Semester Theologie und Philosophie; meine Lehrer sind die Herren Proff. Kautzsch, Beyschlag, Haupt, Hering, Loofs, Warneck, Smend, Schultz, Schürer, Tschackert, Schäder, Reischle, Kolde, Seeberg, Caspari, Strack, Schlatter, Peipers, Rehnisch, Dilthey, Paulsen.


YC 32
B3298
RSP3
256060
Tape